

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren für Mitglieder sind in der Spende enthalten
Einzelheft 20,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des Carolinums Neustrelitz

Amtierender Vorstand:

Vorsitzender: Dr. Klaus Zerbel, Am Krankenhaus 1, 17207 Röbel, Telefon 03 99 31 / 5 06 47
Vertreter: Günther Jonas, Nelkenweg 8, 31675 Bückeberg, Telefon 0 57 22 / 61 59
Schatzmeisterin: Katharina Krage, Haus 5, 17237 Dalmsdorf, Telefon 03 98 22 / 2 01 36
Schriftführer: Olaf Müller, Goldenbaumer Straße 32, 17237 Carpin, Telefon 03 98 21 / 4 07 64
Bankverbindung: Kreissparkasse Mecklenburg-Strelitz, BLZ 150 517 32, Kto.-Nr. 36 003 738

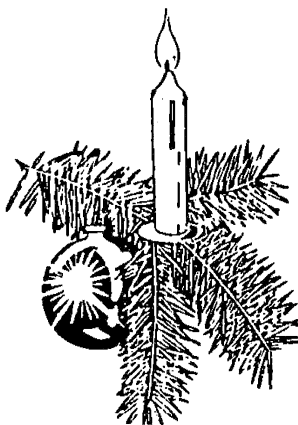
Redaktion und Schriftleitung:
Armgard Bentzin
Waldsiedlung 79, 17235 Neustrelitz
Telefon 039 81 / 44 39 72

INHALT

Protokoll über die Mitgliederversammlung am 3. September 1999	7
Treffen der Altschülerschaft 1999 / <i>Carl-Friedrich Vahrenkamp</i>	8
Von der ersten Verleihung des Daniel-Sanders-Sprachpreises der Stadt Neustrelitz / Ulrike Haß-Zumkehr, Susann Lanin, Elisabeth Hofmann	11
Gab es den Müllermeister Julius Hundt in Woldegk wirklich / <i>Silke Wilfarth</i>	16
Karfreitag 1962: „Umzug“ von Greifswald nach Hamburg / <i>Rolf Rebstock</i>	19
„Liebe ohne Ruh“ – Scherenschnitte von Johanna Beckmann zu Goethes literarischen Frauengestalten / <i>Gudrun Mohr</i>	22
Ein Schatz, der Aufsehen erregte / <i>aus Nordkurier 7. August 1999</i>	29
Der Silberfund von Blumenhagen / <i>Walter Karbe</i>	30
Bodenschätze in Blumenhagen / <i>Friedrich von Huene</i>	32
Die Schatzsuche / <i>Rose Müller-Crepon</i>	34
Aus unserer Schulchronik	37
Erinnerungen an den Februar 1945 / <i>Klaus Köller</i>	47
Vermischte Beiträge	48
Familiennachrichten	53
Satzung der Altschülerschaft des Carolinums zu Neustrelitz	57

Gesegnete Weihnachten
und ein gesundes, erfolgreiches
neues Jahr

wünscht allen Leserinnen und Lesern
der Vorstand der Altschülerschaft des Carolinums zu Neustrelitz



PROTOKOLL

der Mitgliederversammlung der „Altschülerschaft Gymnasium Carolinum e.V.“ vom 3. September 1999, 16.00 Uhr, in der Aula des Gymnasiums Carolinum in Neustrelitz:

1. Herr Dr. Zerbel begrüßt die Mitglieder und nimmt die Totenehrung vor.
2. Herr Dr. Lessing wird zum Versammlungsleiter gewählt.
3. Das Protokoll vom 4. September 1998 wird einstimmig genehmigt.
4. Im Bericht des Vorstandes hebt Dr. Zerbel die Unterstützung der Schule durch die Altschülerschaft, wie z. B. für Stipendien, Zuschüsse für Klassenfahrten hervor.
Den Kassenbericht erläutert Frau Krage.
Herr Diederichs stellt in den Berichten der Kassenprüfer, der Herren Köpke und Diederichs, den ordnungsgemäßen Umgang mit den finanziellen Mitteln fest.
5. Es erfolgt die Entlastung des Vorstandes bei einer Stimmenthaltung.
6. In den Vorstand wurden folgende Mitglieder einstimmig gewählt:
Vorsitzender: Herr Dr. Zerbel
Stellvertreter: Herr G. Jonas (Wahl für 1 Jahr)
Schatzmeisterin: Frau Krage
Schriftführer: Herr Müller
Zu Beisitzern werden berufen:
Herr Köhler, Frau Bentzin, Herr Vahrenkamp
Kassenprüfer: Herr Jens Mirow, Frau Hannelore Köppen
7. Die Diskussion ergab eine Vertiefung der inhaltlichen Umsetzung der Satzung der Altschülerschaft.
8. Das Programm zum Altschülertreffen wird bekanntgegeben.
9. Die nächste Mitgliederversammlung findet am Freitag, dem 15. September 2000, statt.

O. Müller, Protokollant

Treffen der Altschülerschaft 1999

Leider haben auch in diesem Jahr nur verhältnismäßig wenige ehemalige Schülerinnen und Schüler den Weg nach Neustrelitz gefunden, um sich wiederzusehen und um an Ort und Stelle zu erfahren, was es im Carolinum und der ehemaligen Residenz Neues gäbe. Diejenigen, die sich aufgemacht hatten, wurden nicht enttäuscht, zumal es der Wettergott verschwenderisch gut meinte. Schon vor der Mitgliederversammlung am Freitag, dem 3. September, an der 54 Personen teilnahmen, sah man Gruppen in lebhaften Gesprächen, die während des Festabends, der diesmal nicht in der Orangerie, sondern im Parkhotel an der Fasanerie stattfand, bis in die Nacht fort dauerten. Nach baulichen Veränderungen bot das Restaurant des Hauses für die über 80 Gäste einen angenehmen Rahmen. Es war nach meinem Eindruck vorteilhaft, dass sich dort gleichzeitig auch einzelne Klassen trafen. Auf diese Weise ergaben sich völlig ungezwungen weitere Kontakte untereinander auch zu Mitschülerinnen und Mitschülern, die der Altschülerschaft nicht angehören. Die angekündigte Open-Air-Veranstaltung für Absolventen jüngerer Jahrgänge war auf das folgende Wochenende verschoben worden, da das diesjährige Treffen der Altschülerschaft mit der 650-Jahr-Feier von Strelitz-Alt zusammenfiel und dort eine ähnliche Veranstaltung stattfand. So hatten die Teilnehmer auch Gelegenheit, die aus diesem Anlass stattfindenden zahlreichen anderen Veranstaltungen zu besuchen.

Am Samstagvormittag war wie in den Vorjahren in die Stadtkirche zu einem Festgottesdienst eingeladen worden, die Predigt hielt Pastor i.R. Wegener. Die Kollekte erbrachte 609,- DM für die Orgel und 150,- DM für die Baukasse. Nachmittags machten die Teilnehmer von dem Angebot, an dem sog. Erzählcafé im Hotel Schloßgarten und an einer Busfahrt unter kundiger Leitung durch die Stadt teilzunehmen, recht unterschiedlich Gebrauch. Das größere Interesse fand eindeutig die Stadtrundfahrt. Die Renovierung alter Bausubstanz macht weiter Fortschritte, vor allem an Gebäuden am Markt. Die Fassade der alten Kaserne in der Strelitzer Straße ist völlig erneuert und auch an der ehemaligen Bürger-/Volksschule in der Tiergartenstraße sowie an einem der großen Speicher am Hafen tut sich etwas. Im alten Glanz erstrahlt auch das ehemalige Finanzamtsgebäude, das bis 1994 die russische Kommandantur beherbergte. Wenig ansehnlich ist leider nach wie vor der Marktplatz, dessen Neugestaltung als Mittelpunkt der barocken Stadanlage von herausragender Bedeutung ist. Das Strelitzer Echo vom 28. 8. 1999 befasst sich sehr ausführlich mit den laufenden Planungen, die in den nächsten Jahren in die Tat umgesetzt werden sollen. Unter anderem haben Studenten des Fachbereichs Architektur der Hochschule Bremen im Rathaus ihre Ideen zur Neugestaltung ausgestellt. Dort ist ein Gästebuch ausgelegt, in dem Bürger und Besucher ihre kritische Meinung, aber auch eigene Vorstellungen äußern können. Wer Interesse hat und zur Neugestaltung des Marktplatzes etwas sagen möchte, sollte dies in der nächsten Zeit tun. Adressat ist Bürgermeister Günther. Eine Meinungsäußerung etwa in dem Sinn „...so wie früher“ könnte jedoch zu Zweifeln führen, weil der ursprünglich völlig freie Marktplatz (was von einigen Architekturstudenten in ihren Entwürfen aufgegriffen wird) erst 1860 durch Buttell ein Rondell und vier Springbrunnen erhielt, mit dem Denkmal des Großherzogs Georg in der Mitte, das jetzt vor der Schlosskirche auf dem Friedrich-Wilhelm-Buttell-Platz steht. Erst 1867 erhielt das Rondell das Aussehen, wie es die Älteren von uns in Erinnerung haben: Bäume und Sträucher in den Landesfarben, blauer Flieder, Goldregen und Rotdorn.

Um zur Mitgliederversammlung zurückzukehren: In seinem Rechenschaftsbericht hat Dr. Zerbel sich unter anderem zu der andauernden Diskussion geäußert, wie der Bestand des Vereins gesichert werden kann. Die Besorgnis, wie es insbesondere im Hinblick auf seine Altersstruktur weitergehen soll, kam auch in einzelnen Wortmeldungen zum Ausdruck. Mehr Wirksamkeit, so Dr. Zerbel, sei seines Erachtens aber nicht durch

Änderungen der bestehenden Satzung zu erreichen. Denn diese sei, abgesehen von dem inzwischen überholten Punkt, das Carolinum in das frühere Schulgebäude am Glambecker See zu überführen, hinsichtlich der übrigen Satzungszwecke nach wie vor aktuell. Formale Änderungswünsche seien teilweise berechtigt, sollten jedoch wegen der mit einer Änderung der Satzung verbundenen Kosten und der Vordringlichkeit anderer Probleme zurückgestellt werden. Um jedem Interessierten die Möglichkeit zu geben, sich hierüber zu informieren, erschien es zweckmäßig, im Anhang zu diesem Heft die derzeit gültige Fassung der Vereinssatzung vom 6. September 1991 abzudrucken. Nach meiner Auffassung kann eine Diskussion über spätere für notwendig gehaltene Änderungen nur dann in geordneten Bahnen und ergebnisorientiert verlaufen, wenn Änderungswünsche schriftlich formuliert und hinreichend ausführlich begründet an den Vorstand gerichtet werden. Es wird sich dann zeigen, ob die gegenwärtige Fassung der Satzung punktuell dem verständlichen Bestreben nach der Verbesserung der Situation tatsächlich entgegensteht.

An dieser Stelle soll dem wiedergewählten Vorstand Dank und Anerkennung für sein Wirken im Interesse der Altschülerschaft ausgesprochen werden. Er hat viel Zeit und Kraft investiert, den Zusammenhalt zu stärken und neue Mitglieder zu gewinnen. Möglicherweise erweist es sich auf lange Sicht günstig, dass vor einiger Zeit ein Schulverein ins Leben gerufen wurde, der Schülerinnen und Schülern, aber auch jedem sonst offen steht. Vielleicht gelingt es auf diesem Wege, zugleich Interessenten und Mitglieder für die Altschülerschaft zu gewinnen.

Carl-Friedrich Vahrenkamp

► „Auf Euch kommt es an und auf das,
was Ihr zu sagen habt!“

Von der ersten Verleihung des Daniel-Sanders-Sprachpreises
der Stadt Neustrelitz



Die Laudatio im Namen der Jury und der Stadt bei der feierlichen Preisverleihung im Rathaussaal hielt Ulrike Haß-Zumkehr (Foto oben). Die Heidelberger Germanistin gab im vergangenen Jahr die Anregung zu diesem Preis und stiftete selbst einen Teil des Preisgeldes. Bewertet wurden Aufsätze, Essays, Artikel, Briefe und Reden zu frei gewählten Themen - insgesamt 31 Arbeiten von 24 Einsendern. Literarische Texte sind in diesem Wettbewerb nicht zugelassen.

Der Daniel-Sanders-Sprachpreis für Schülerinnen und Schüler wurde am 11. März, dem 102. Todestag des Namensgebers und Strelitzer Sprachforschers, an zwei Schülerinnen aus dem Landkreis Mecklenburg-Strelitz vergeben. Bürgermeister Rainer Günther überreichte die mit 1.000 Mark dotierte Auszeichnung der Stadt Neustrelitz in der Kategorie Realschule an Susann Lanin aus Schönhausen. Sie besucht die zehnte Klasse des Landschulzentrums „Pappelhain“ in Holzendorf. In der Kategorie Gymnasium ging der Sprachpreis an Elisabeth Hofmann aus Grünow. Sie ist Schülerin einer neunten Klasse des Gymnasiums Carolinum in Neustrelitz.

„In der richtigen Mischung aus Beherrschung der hergebrachten Regeln und kreativer Gestaltung liegt das Ziel sprach-

licher Bildung, für das dieser Preis ins Leben gerufen wurde. Den beiden Preisträgerinnen sage ich: Freut Euch, daß Ihr etwas Überzeugendes erreicht habt! Alle anderen Bewerber und die Schülerinnen und Schüler des Landkreises möchte ich ermutigen: Auf Euch kommt es in Zukunft an und auf das, was Ihr zu sagen und zu schreiben habt, und zwar nicht nur bei einem Wettbewerb. Denn wichtiger noch als der Preis ist die Erfahrung, eine eigene Sprache zu entwickeln, ihrer mächtig und zum Dialog mit anderen fähig zu sein“, gab Ulrike Haß-Zumkehr den anwesenden Schülerinnen und Schülern zum Abschluß mit auf den Weg.

Der Jury für den Daniel-Sanders-Sprachpreis gehörten auch die Journalisten Charlotte Linke und Lothar Tautz sowie die Lehrer Herbert Schwarz und Christoph Poland an.

Der Preis wird zu Beginn eines jeden Schuljahres in den Kategorien Hauptschule (hier gab es in diesem Jahr keine Bewerber), Realschule und Gymnasium ausgeschrieben. Beteiligten können sich Schülerinnen und Schüler, die Schulen des Landkreises Mecklenburg-Strelitz besuchen. (-lu)



Blumen für die Preisträgerinnen Elisabeth Hofmann (3. v. l.) und Susann Lanin (r.)
Fotos: Krüger

Laudatio zur erstmaligen Verleihung des Daniel-Sanders-Sprachpreises an Susann Lanin und Elisabeth Hofmann

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, liebe Schülerinnen und Schüler,
mein Damen und Herren!

Neustrelitz ist immer wieder für eine Überraschung gut! Insofern nämlich, als ich in dieser Stadt wieder einmal etwas ganz und gar Neues zu lernen habe, nämlich eine Laudatio oder Lobrede zu halten. „Wie geht denn bloß das? und wie muss eine gute Lobrede sein?“, habe ich gegrübelt. Man sucht in Gedanken nach Vorbildern, aber die Lobrede ist eine sehr seltene Gattung. Auch im Fernsehen, bei Preisausschreiben werden ja manchmal Gewinner gezogen – aus einer gläsernen Lostrommel, Gewinner mit mehr Glück als Verstand; die muß man nicht loben, sondern bloß beglückwünschen. Wie anders dagegen die heutigen Gewinner: mehr Verstand als Glück. Ihren Verstand, ihr Verständnis, habe ich hier zu loben; die Glückwünsche kommen dann ganz von allein.

Sprachverstand und Sprachverständnis der Gewinner sind hier zu loben, und zwar so, dass die übrigen Anwesenden verstehen, warum; das Lob einer Lobrede muss den Zuhörern einleuchten. „Aber wer sind denn die Zuhörer und was erwarten die?“ habe ich weiter gegrübelt. Frau Ludewig von der Pressestelle half mir auf die Sprünge: Da sitzen alle Bewerberinnen und Bewerber, Eltern, Lehrer, Vertreter der Stadt, Presse, junge Musiker. Also viele junge Leute, denen das Lob einleuchtend gemacht werden muss. Sollte eine gute Laudatio in diesem Fall in Jugendsprache gehalten werden? – Bevor jetzt aber einige der älteren Respektpersonen in Saal den Atem anhalten, keine Angst: Die Wissenschaft hat festgestellt, dass Jugendliche ihre Sprache gern für sich behalten. Sie können es gar nicht leiden, wenn Erwachsene sich ihrer Ausdrucksweise bemächtigen und erfinden insgeheim ganz schnell neue Ausdrücke, wenn es doch geschieht. Da kommen wir Erwachsenen gar nicht mit.

Tatsächlich findet sich in den eingesandten Arbeiten nirgendwo eine Spur von ungefilterter Jugendsprache. Alle Jugendlichen, die mitgemacht haben, beherrschen mindestens auch noch die Sprache der Erwachsenenwelt, an der sie ja teil haben, nicht nur in der Schule. Und sie alle wissen ganz genau, wann sie welches Register ziehen müssen.

Und welches Register braucht eine Laudatio? Wohl ein ganz besonderes, etwas Glänzendes und Heiteres in Dur, nicht in Moll. Glänzende Augen und den ein oder anderen Heiterkeitsanfall bekam ich beim Lesen der eingesandten Arbeiten in der Tat – so gut haben sie mir eigentlich *alle* gefallen; jeder Text hatte sein eigenes unverwechselbares Gepräge; alle Autorinnen und Autoren hatten etwas zu sagen.

Für die Jury insgesamt, Frau Linke vom Nordkurier, Herrn Tautz vom Norddeutschen Rundfunk, die Herren Lehrer Schwarz und Poland aus Neustrelitz kann ich an dieser Stelle sagen, dass die Auswahl von nur zwei Arbeiten (für jede Schulart eine) ganz schön schwer gefallen ist. So geht ein dickes Lob erst einmal an die Lehrerinnen und Lehrer, die diese Talente in mühevoller Kleinarbeit gehegt und gepflegt haben; auch die Eltern nicht zu vergessen, die in so vielem Vorbild sind und sein müssen, oft ohne es zu ahnen.

Den Daniel-Sanders-Sprachpreis 1999 erhalten die Realschülerin Susann Lanin aus Schönhausen und die Gymnasiastin Elisabeth Hofman aus Grünow. Sie erhalten diesen Preis, weil ihre Arbeiten die drei Grundregeln guten Stils vorführen: dass die sprachliche Form erstens den Adressaten, zweitens dem Thema und drittens der eigenen Botschaft angemessen gewählt sein muss.

Susann Lanins Thema ist das Denkmal einer Trümmerfrau, das nun restauriert werden soll, weil irgendwer es zu zerstören versucht hat. Die Zerstörung hat dieses Denkmal der Autorin wohl überhaupt erst ins Bewusstsein gerufen und etliche Fragen angestoßen; und in diesen Kreis von Fragen, Erinnerungen und Vergegenwärtigung nimmt sie uns Leser nun auf eine packende, ja ergreifende Weise mit hinein. Wofür steht das Denkmal, wen oder was symbolisiert es? Und was geht diese Vergangenheit uns heute noch an? Susann Lanins Text bietet die Antworten auf diese Fragen so, dass uns Lesern viel eigener Raum übrig bleibt. Sie schafft es, dass wir, die Leser, glauben, selbst die Antworten zu finden. Aber wie schafft sie das bloß?

In den ersten beiden Absätzen, da wo es nötig ist, informiert sie klar und auf das Wesentlichste beschränkt. Aber da, wo der Sinn des Denkmals, der alte wie der aktuelle, den Lesern wie selbstverständlich einleuchten und unter die Haut gehen muss, da lässt sie ihre Botschaft zwischen den Zeilen durchscheinen. Vielleicht liegt das daran, dass Susann Lanin das Trümmerhafte im Satzbau widerspiegelt, denn da gibt es Sätze ohne Verb. Was Lehrerinnen und Lehrer sonst wohl rot anstreichen, trägt hier maßgeblich zur Wirkung bei. Die Autorin erinnert uns daran, dass das Wort *Trümmer* eine zweifache Bedeutung hat: da ist mehrfach etwas zertrümmert worden, und: da ist vor 50 Jahren von anonym geliebten Frauen etwas Zertrümmertes wieder aufgebaut worden. Könnte sich so etwas in der Gegenwart nicht wiederholen, konkret beim Denkmal „unserer Trümmerfrau“ und im übertragenen Sinne, an ganz anderen Stellen? so lautet der unausgesprochene Appell, den die Autorin an uns Leser richtet. Keinen einzigen Imperativ hat sie dafür nötig, kein „man sollte“ oder „wir müssten“, sondern Wörter wie *Hoffnung* und *Vertrauen*, *Bauen*, *Leben und Kraft* – Wörter, die uns eigentlich abgedroschen und von Politikern unbrauchbar gemacht vorkommen, werden in diesem Text über das Thema Trümmer neu belebt. Das ist beinahe schon Kunst.

Elisabeth Hofmann hat sich unsere Sprache selbst zum Thema gemacht; sie zeigt uns, wie wenig naturwüchsig, wie flexibel und wie spielerisch unser Verhältnis zur Sprache eigentlich ist oder sein könnte, wenn man sich nicht ständig selbst in den vorgestanzten Formeln bewegte, die allüberall zu hören und zu lesen sind. Dabei hat die Autorin einen sehr vernünftigen Text geschrieben, der die Leser nicht überrumpeln will: sie unterbreitet einen Vorschlag zur Bildung neuer Wörter, begründet und erläutert ihn in verschiedenen Hinsichten. Elisabeth Hofmann liebt die *Verben*, die oftmals unter einer Menge von Substantiven zu „unrecht ein Schattendasein führen. Dabei sind sie das wichtigste Wort im Satz! Warum also nicht nachschauen, welche Substantive sich zu Verben umformen lassen?! Man merkt bald, in wie vielen Substantiven eigentlich ein Verb schon enthalten ist: in *Begrüßung* das Grüßen, in der *Lobrede* das Loben, in der *Sprache* das *Sprechen*. Es müssen also gar nicht immer so neue und ungewohnte Wortschöpfungen dabei heraus kommen, wie Elisabeth Hofmann uns nachher vorstellen wird.

Manchmal werde ich gefragt als eine, die es wissen müsste: „Sagen sie mal, wie viele Wörter hat eigentlich die deutsche Sprache?“ Elisabeth Hofmann weiß die Antwort schon; sie lautet nämlich: unendlich viele, weil man aus den vorhandenen Wörtern und mit vertrauten Regeln immer wieder neue Wörter bilden kann. Manche finden diese Antwort enttäuschend und halten sich lieber an den „Duden“: ein Wort, das da nicht drinsteht, das gibt es auch nicht, basta. Wäre die Geschichte anders verlaufen, dann würden wir heute statt im Duden wohl im Sanders nachschlagen und wären eher an den Gedanken gewöhnt, den die Autorin uns neu nahebringt: Ohne die Sprecher, Schreiberinnen und Leser gäbe es keine Sprache; ohne das menschliche Bedürfnis, sich mitzuteilen und die Welt zu erkun-

den, gäbe es keinen Sprachwandel; ohne sprachliche Kreativität wären die stilistischen Grundregeln: den Adressaten, dem Thema und der eigenen Absicht gerecht werden, gar nicht zu verwirklichen.

Elisabeth Hofman und Susann Lanin haben dies wohl instinktiv gespürt und in eindrucksvoller Weise vorgeführt. Doch Kreativität des Ausdrucks ist nicht alles. Die beiden Preisträgerinnen haben daneben offensichtlich auch die überlieferten Muster und Stilnormen gelernt und ihren Wert verstanden: Dieser vertraute Boden, die gemeinsame Sprache von Autor und Leser darf nie ganz verlassen werden, wenn die Botschaften ankommen sollen. Alle Bewerberinnen und Bewerber des diesjährigen Daniel-Sanders-Sprachpreises haben bewiesen, dass sie diese Grundvoraussetzung gelingender Sprache kennen. Daniel Sanders, der heute vor 102 Jahren starb, hätte an Euch allen seine helle Freude gehabt!

In der richtigen Mischung aus Beherrschung der hergebrachten Regeln und kreativer Gestaltung liegt das Ziel sprachlicher Bildung, für das dieser Preis ins Leben gerufen wurde. Ich danke Herrn Bürgermeister Günther, dass er im vergangenen Jahr meine Idee so tatkräftig aufgegriffen und die Voraussetzung für diesen Preis geschaffen hat. Den beiden Preisträgerinnen sage ich: Freut Euch, dass Ihr etwas Überzeugendes erreicht habt! Alle anderen Bewerber und die Schülerinnen und Schüler des Landkreises Neustrelitz möchte ich ermutigen: Auf Euch kommt es in Zukunft an und auf das, was Ihr zu sagen und zu schreiben habt, und zwar nicht nur bei einem Wettbewerb. Denn wichtiger noch als der Preis ist die Erfahrung, eine eigene Sprache zu entwickeln, ihrer mächtig und zum Dialog mit anderen fähig zu sein.

Eine Trümmerfrau in unserer Stadt – warum?

Über 50 Jahre nach dem Krieg soll ein Denkmal restauriert werden. Die Trümmerfrau. Verletzt, alt und zerstört steht sie dort. Wer ist sie? Eine Frau, die lange schon tot ist?

Die Erinnerung an eine vergangene Zeit, die wir zum Glück nur aus dem Fernsehen kennen. Die Trümmerfrau ist ein Trümmer-Frau! Zerstört in einer Zeit, in der es keinen Krieg gibt. Warum haben Bürger dieser Stadt sich so ein Denkmal hinstellen lassen?

Nach dem Krieg waren viele Männer in Gefangenschaft, verwundet, verkrüppelt oder auch tot – einfach nicht mehr da. So mußten die Frauen allein, ohne Männer, mit ihren Kindern einen Neuanfang wagen. Emanzipation pur – gleichberechtigt mit allen Folgen.

Sie hatten keine Zeit zu warten, da nach der Befreiung im Frühling ein Winter im Frieden folgen würde. Sie fragten nicht nach sozialer Absicherung und Tarifen. Sie taten das, was ihnen nötig erschien. Es wurden Häuser aus zerstörten Häusern gebaut und damit Leben aus zerstörtem Leben geschaffen, Hoffnung aus zerstörter Hoffnung und Vertrauen aus zerstörtem Vertrauen. Einfach nur so. Vielleicht, weil sie viel Not und Elend erlebt hatten und weil sie nur überlebt hatten.

Frauen, die Kraft hatten!

Wer hat sie zerstört, diese unsere Trümmerfrau? Warum?

Susann Lanin

Sprache und Leben

In Anbetracht dessen, dass sich die deutsche Rechtschreibung als ein wunderbares Experimentierfeld erwiesen hat und viele Möglichkeiten bietet zu reformieren und seine Ideen auf Realisierbarkeit zu prüfen, habe auch ich mir Gedanken zu diesem Thema gemacht und möchte mittels dieses Schreibens meinen Verbesserungsvorschlag vorstellen. Zu Beginn eine kurze Erläuterung, was mich auf die Idee dieser weiteren Erleichterung der deutschen Orthografie gebracht hat und warum ich sie für sinnvoll und notwendig halte:

Mit der Rechtschreibreform wurden bereits große Fortschritte erzielt – Menschen werden in Zukunft weniger Fehler unterlaufen. Ein bedeutender Vorteil ist zum Beispiel, dass in den meisten Fällen geschrieben werden darf, wie man's spricht. So stellen Fremdworte kaum mehr Schwierigkeiten dar und der Weg ist frei für eine akademische Laufbahn.

Auch Getrennt- und Zusammenschreibung sowie Groß- und Kleinschreibung dürften nun keine großen Probleme mehr bereiten. Substantive werden groß geschrieben, auch wenn man Rad fährt.

Und es gibt noch weitere positive Neuregelungen. Aber diese vorzustellen hatte ich mir nicht zum Ziel gesetzt. Fakt ist, dass es noch immer viel zu viele Ausnahmen und Erschwernisse gibt. Diese gilt es zu beseitigen.

Wir leben in einer modernen Gesellschaft, wo Hast und Eile zum Alltag gehören. Da kann es sich kaum jemand leisten, seine Zeit mit umständlichen Reden zu verschwenden. (Davon ausgeschlossen sind natürlich Menschen, die gerade dies als ihre umfassende Aufgabe verstehen und Berufe, in denen diese Fähigkeit erforderlich und unentbehrlich ist.) So ist eine Weiterentwicklung der Erleichterung deutscher Rechtschreibregeln gefragt als je zuvor.

Mein Reformvorschlag erfüllt folgende Kriterien:

1. zeitsparend
2. Wortwiederholungen vermeidend
3. logisch
4. klang- und stilvoller
5. die Freude an der Sprache fördernd

zu 1., (3.)

Unfall. Die Polizei ist vor Ort und will die Ursache klären. Normalerweise würde es lauten, dass ein Mann mit einem Handy telefoniert hatte ohne auf den Straßenverkehr zu achten und infolgedessen von einem Auto angefahren wurde.

Hier hätte man einige Sekunden sparen können mit den Worten:

Ein Mann hatte *gehandyt* ohne auf den Straßenverkehr zu achten und wurde infolgedessen *angeautot*.

Durch diese Formulierung werden das Bündeln wichtiger Informationen und die Aussparung unnützer Worte erreicht, was sich unter anderem auch in der Amtssprache als effektiv erweisen würde, da hier präzise und treffende Angaben erforderlich sind.

zu 2., (3.)

Das Wort „sein“ wird im Deutschen zu oft verwendet. Durch seine ständige Wiederholung leidet der Gesamteindruck eines Textes meist sehr. Zudem trägt die unbedachte, selbstverständliche Nutzung dieses Wortes dazu bei, dass sich der Sprecher/Schreiber seiner Bedeutung immer unbewusst wird. Aber es gibt eine Möglichkeit es zumindest an manchen Stellen zu verhindern.

Zum Beispiel:

Morgen ist Wochenende. -> Es *wochenendet*.

Ich war den ganzen Tag lang müde. -> Ich *müdete* den ganzen Tag lang.

(Als willkommene Nebenwirkung tritt meist auch eine Zeiteinsparung auf.)

zu 4., (3.)

Sandra spielt Triangel und Peter Cello. Sandra *triangelt* und Peter *cellot*. Zu den meisten Instrumenten gehört auch ein Verb (zum Beispiel Trommel – trommeln, Geige – geigen). Aber es gibt Ausnahmen, bei denen dies nicht der Fall ist, was ich als unlogisch und überhaupt nicht nachvollziehbar empfinde. Mithilfe der neuen Ausdrucksweise kann auf überflüssige und ausdruckslose Verben wie „spielen“ verzichtet werden, die zudem sehr ungebildet und niveaulos wirken und in vielen Zusammenhängen genutzt werden können. Dagegen beschreibt das Wort „triangeln“ den Vorgang eindrücklicher und unmissverständlicher, was die Vorstellung erleichtert und bildlicher macht. Die Worte „klingen“.

und zu 5.

Die neuen Regeln gewähren jedem einen persönlichen Spielraum, seine persönliche Freiheit, fördern Kreativität und somit die Freude an der Sprache. Wortschöpfungen sind möglich, wenn sie auf den beschriebenen Grundsätzen basieren oder ihr Schöpfer sie überzeugend begründen kann – Sprache als ein abenteuerliches Entdeckungsfeld.

Dieser Vorschlag ist nichts Unbewegliches sondern dynamisch, aus- und aufbaufähig. Die Menschen sollten sich mit ihrer Sprache identifizieren können. Toleranz und Flexibilität müssen auch in der Sprache gelebt werden. Hier wird klar, dass dieses neue Schreiben durchaus tiefgründig und als Impuls zu verstehen ist.

Elisabeth Hofmann
Dorfstraße 10, 17237 Grünow
Klasse 9/2 des Gymnasiums Carolinum

Gab es den Müllermeister Julius Hundt in Woldegk wirklich?

Pfingstmontag 1997, wie seit nunmehr schon vier Jahren beteiligte sich auch in diesem Jahr unser Woldegker Mühlen- und Heimatverein an der Ausrichtung des bundesweiten Mühltages. Viele Besucher kommen dann nach Woldegk und jedes Vereinsmitglied hat an diesem Tag eine besondere Aufgabe.

Ich war für den Verkauf von Prospekten und Heften, die über die Mühlen und die Stadt Woldegk berichten, zuständig.

Wie die Jahre davor, kaufen viele Leute die Hefte von Müller Hundt. Auch mußte ich die eine oder andere Frage beantworten, so auch über den besagten Müller, dessen getöpferte, lustige Figur auch meinen Verkaufstisch schmückte. Ich wußte leider ziemlich wenig zu antworten. Eigentlich nur, dass er in Woldegk gelebt hatte, die heutige Café-Mühle auf dem Woldegker Mühlenberg besaß und für seine Schelmenstreiche stadtbekannt war. Das glaubte ich zumindest. Aber lebte er wirklich dort? Stammte er ursprünglich wirklich aus Woldegk? Das beschäftigte mich sehr. So nahm ich mir die von mir verkauften Hefte selbst zur Hand und suchte nach Anhaltspunkten.

Ich fand gleich den ersten Hinweis in dem Heft 1 „Die Schelmenstreiche des Müllers Hundt aus Woldegk“ in der Geschichte „Müller Hundt gründet eine Aktiengesellschaft“. „Am *Mühlendamm* gegenüber von *Maschinen Lau* wird ein Kesselbrunnen für den Molkereibau (1883) gegraben. Man ist bereits an 50 m in die Tiefe gedrungen, ohne auf eine Wasserader zu stoßen. Pauli, Buchhalter bei Lau, war in der Frühstückspause am Brunnen und trifft nun am *Mühlendamm* auf Hundt, der von seinem *Mühlenghöft* herkommt. „Na Hermann, wo siehst du?“ fragt Hundt. „De Bodden ännert sich, een Striep siehst du as Torfierd, brun as Brunkohl, is ook ganz fecht.“ Als Hundt das Wort „Brunkohl“ hört, wird er nachdenklich und sagt dann: „Du, Hermann, ick seeg doa neulich bi juch noch een Rest Brunkohlen lingen. Doavon nimmst hüt Aobend ne Tüt vull Grus und streust em got verdehlt in Püttenschacht. Sast sehn, dat bringt uns morgen eenen vergnögten Dag.“ Pauli führte den Auftrag mit Wonne aus.

Willi Wichtig, der Pfennigsrentier, war am nächsten Morgen früh am Brunnenbau gewesen und verbreitete in der Stadt die große Neuigkeit: „In n Molkeriepütten sünds up Brunkohlen droapen!“ Wer irgend Zeit hatte, eilte daraufhin zum Brunnenbau, und viele von ihnen kehrten auf dem Rückwege im Schützenhaus ein, wo sich auch Hundt und Pauli eingefunden hatten. Was wurde dort nun alles geredet und erörtert; was würde aus Woldegk werden, wenn man wirklich auf ein Braunkohlelager stoßen würde? Lorebz, der Schützenwirt, mischte sich in die Gespräche. Er erzählte, im Vorjahre sei bei ihm mehrere Tage ein Professor gewesen, der den ganzen *Woldegker und Helpter Wald* durchforscht hätte...“

Die Schelmenstreiche des Müllers Hundt aus Woldegk



In dieser Geschichte fand ich erst einmal bestätigt, dass Hundt auf dem Woldegker Mühlenberg gelebt hatte. Aber war das wahrheitsgetreu? Aufgeschrieben hatte die Begebenheit im Jahr 1959 Hermann Schüßler der Bruder meines Ururgroßvaters oder noch besser mein Ururgroßonkel. Aus unserer Familiengeschichte, die auch von Hermann Schüßler aufgeschrieben wurde, weiß ich, dass er zahlreiche Forschungen zur Heimatgeschichte betrieb. Warum sollte also an den Streichen von Müller Hundt zu zweifeln sein?

Auch andere Autoren schrieben über den Woldegker Müller. Mitte der Achtziger Jahre wurden einige Geschichten durch die „Interessengemeinschaft Mühlenensemble“ Woldegk gesammelt und veröffentlicht. Mein Vater illustrierte die Hefte und gab dem Müller Hundt sein heute in Woldegk bekanntes, aber nicht nachweisliches Aussehen.

Um Müller Hundt weiter auf die Spur zu kommen, las ich in "Geschichte der Holländerwindmühlen in Woldegk" von Carl August Lau auf den Seiten 14 und 15 einiges über seine ehemalige Mühle.

Danach taucht Julius Hundt als 17. Besitzer auf. 1587 baute der erste Besitzer an dieser Stelle eine Mühle. Im Heft steht

„1857 verkauft der Mühlenbesitzer Friedrich Budde die Mühle an den Müllergesellen Julius Hundt aus Hohenbrünzow, 1859 – Julius Hundt baut an Stelle der Bockwindmühle die noch stehende Holländerwindmühle, ebenso das daneben stehende Wohnhaus.

1884 verkauft der Müllermeister Julius Hundt seine Holländerwindmühle, ebenso das daneben befindliche Wohnhaus. Inspektor Joachim Köpke kauft alles für 30.000 Mark.

1885 wird dieser Kauf rückgängig gemacht, nachdem der Inspektor Köpke ein Reuegeld von 3.000 Mark gezahlt hat.

1888 in der Zwangsversteigerung kauft der Gutsadministrator Friedrich Sumpke aus Lemmersdorf (ein Schwager von Hundt) die Mühle für 9.000 Mark.“

Die heutigen Besitzer der Café-Mühle sind also nicht verwandt mit Hundt. Dort konnte ich also nicht Näheres in Erfahrung bringen. Das bestätigte mir auch Herr Stapel, der Woldegker Mühlenführer. Von ihm erfuhr ich zwar noch viel Interessantes über die Mühlen, aber nichts Spezielles über Julius Hundt.

Ich wusste nun zwar schon viel mehr als vorher, aber den richtigen Beweis dafür, dass Müller Hundt wirklich gelebt hatte, hatte ich noch nicht gefunden. Ich dachte, dass vielleicht Hundt in alten Akten auftauchen würde, doch leider war das nicht der Fall. Ich besuchte erfolglos das Woldegker Stadtarchiv. Dort erfuhr ich nur von dem fürchterlichen Brand 1945, der auch alle Akten vernichtete.

Im Standesamt des Woldegker Amtes war ich sehr erfolgreich. Mit der freundlichen Unterstützung der Beamtin, Frau Möller, wurde ein Eintrag gefunden, der das Sterbedatum und noch andere wichtige Daten und Anhaltspunkte enthielt. Das heißt genau, der Müllermeister Julius Hundt war in Woldegk amtlich registriert. Weiterhin stand dort geschrieben, dass er in Letin/Pommern geboren wurde. Julius Hundt starb am 21. März 1891 in Woldegk im Alter von 60 Jahren und 10 Monaten.

Er war auch verheiratet mit einer gewissen Luise Hundt, die eine geborene Jenkel war. Sein Vater hieß Johannes Julius Christian Hundt und war Gastwirt. Seine Mutter hieß Friederike Charlotte Hundt.

Nun hatte ich den richtigen Beweis gefunden, dass Müllermeister Julius Hundt wirklich gelebt hatte.

Leider durfte ich mir keine Kopie dieser Auskünfte machen, da ich dazu nicht berechtigt war.

Wenn man sein Sterbedatum zurückrechnete, müsste sein Geburtsdatum der 21. Mai 1831 gewesen sein.

Ich hoffte vielleicht irgendwo doch eine Kopie oder einen schriftlichen Beweis zu bekommen. Wenn es die Sterbeeintragung nicht sein konnte, dann vielleicht eine Geburtsurkunde oder der Eintrag seiner Hochzeit bzw. der Taufe seiner Kinder in das Woldegker Kirchenbuch. Leider musste ich auch von Pastor Bartsch erfahren, dass alle Kirchenbücher aus Woldegk im Krieg verbrannten. Eventuell könnten aber Zweitschriften der Bücher, denn das war damals üblich, in zentralen Kirchenarchiven lagern.

So schrieb ich einfach noch die Archive in Greifswald und Berlin an (siehe Anlage), aber auch ohne Erfolg.

Eine Spur führte ja noch von Hohenbrünzow nach Woldegk, wie in der Mühlenchronik von C. A. Lau vermerkt war. Laut Postleitzahlenbuch gibt es ein Hohenbrünzow nur einmal in Deutschland und das ist ziemlich in der Nähe von Woldegk.

Nun weiß ich, dass Julius Hundt etwa am

21. Mai 1831 in Letin/Pommern geboren wurde, in Hohenbrünzow gelebt hatte und verheiratet war

1857 die Mühlenstelle in Woldegk kaufte

1859 an dieser Stelle die Turmholländermühle baute

1888 die Mühle versteigert wird und am

21. März 1891 in Woldegk starb.

Ich freue mich schon auf den V. Mühltage 1998.

Dann kann ich allen Besuchern auch etwas über Müller Hundt erzählen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, dass es vielleicht nicht stimmen könnte.

Autorin: Silke Wilfarth
Pfarrhof 1, 17348 Woldegk
geb. am 7. 7. 1983.

Mit diesem Beitrag beteiligte sich Silke Wilfarth im letzten Jahr am Annalise-Wagner-Preis, der speziell für Jugendliche unter dem Motto „Alte Stadt und junge Leute“ ausgeschrieben war.

Karfreitag 1962: „Umzug“ von Greifswald nach Hamburg

Inge Schwabe, geboren Vor dem Wendischen Tor in Wesenberg – Abitur 1959 in Neustrelitz. Gesehen hatte ich sie zum ersten mal am Ostersonnabend 1961 beim Tanz im Mecklenburger Hof in Mirow. Kennengelernt habe ich sie einen Tag später am Oster-sonntag. Wieder war Tanz in Mirow, diesmal im Lindenhof. Inge studierte in Greifswald. Ostern war sie nach Haus zu ihren Eltern gekommen, die in Mirow in der Mühlenstraße lebten.

Ich bin Hamburger, aber Wesenberg und Mirow waren zu meiner zweiten Heimat geworden. Schon vor dem Krieg hatte ich die Sommerferien meist in Wesenberg verbracht. Um den Bombenangriffen auf Hamburg zu entgehen, waren meine Mutter und ich bald nach Kriegsbeginn erst nach Wesenberg gezogen, zum Brunnenbauer Hermann Rebstock. In Wesenberg bin ich sogar ein halbes Jahr zur Schule gegangen. Die Lehrerin war Fräulein Röwer. Die harten Sitten und Gebräuche in der 4. Klasse der alten Schule in Wesenberg haben den braven Schüler aus der Großstadt sehr beeindruckt. In Wesenberg kam ich zum Jungvolk. Mittwochs und sonnabends hieß es Antreten vor der Burg. 1943 zogen wir zu Hermann Rebstocks Tochter nach Mirow, die dort in die Schlachterei Franz Schulz in der Mühlenstraße eingeheiratet hatte. Das Carolinum besuchte ich als Gast-schüler von 1941 bis zum bitteren Ende. Abitur machte ich 1951 auf dem Wilhelm-Gymna-sium in Hamburg. Aber auch danach fuhr ich so oft wie möglich nach Mecklenburg, so auch Ostern 1961.

Im Juni 61 traf ich Inge in West-Berlin. Meinen Urlaub wollte ich im Sommer in Mirow verbringen. Eine Einreisegenehmigung zum Verwandtenbesuch hatte ich beantragt und für Einreise am 20. August erhalten. Am 13. August wurde die Mauer gebaut. Ich fuhr trotzdem nach Mirow (meine Mutter sah mich verhaftet und nach Sibirien deportiert). Vor Weihnachten beantragte ich zum dritten mal eine Einreisegenehmigung, die auch prompt erteilt wurde. Dreimal in einem Jahr die Einreise genehmigt - hat der liebe Gott dabei sei-nen kleinen Finger im Spiel gehabt? Unterm Tannenbaum hielt ich bei Gartenmeister Hermann Schwabe um die Hand seiner Tochter an. Er sagte ja, aber lachte mich aus. Inge in Hamburg ? Undenkbar!

Zurück in Hamburg begann eine Zeit intensiven Nachdenkens:

Wenn einer zweimal einreiste, dann könnten doch theoretisch zwei einmal ausreisen oder wie? Und praktisch? Meine Schwester Elke, geboren 1942 in Neubrandenburg, begab sich aufs Ortsamt in Hamburg, um den Verlust ihres Personalausweises anzuzeigen. Das Foto, welches in den neuen Ausweis kam, war das von Inge Schwabe, Studentin in Greifswald. Da das Paßbild, welches sie geschickt hatte, das falsche rechte Ohr zeigte, war eine seitenverkehrte Reproduktion angefertigt worden. Leider ist meine Schwester etwa 8 cm kleiner als Inge. Als Kompromiß schummelte sie zu ihrem Maß 4 cm hinzu. War es ein Montag, der Mann vom Ortsamt müde oder konnte er nicht gut gucken? Nachgemessen hat er nicht...

Zu Ostern wurde meine Schwester Elke von Brunnenbaumeister Johannes Rebstock nach Mirow eingeladen. Am Karfreitag ging die Reise los. Wie üblich fuhr sie mit der Bahn über Büchen und Schwanheide, stieg aber nicht wie sonst in Wittenberge in den Zug nach Neustrelitz um, sondern fuhr weiter nach Berlin, wohin auch ich in meinem Auto unterwegs war. Elkes Einreisegenehmigung wurde in Schwanheide abgestempelt. Damit war die Einreise in die DDR amtlich bescheinigt. Beobachtet wurde die Kontrolle vom Verlobten meiner Schwester, Peter Frerk, der im Nebenabteil saß. Bevor der Zug in den Ostsektor fuhr, hielt er einmal im West-Berlin, am Bahnhof Zoo. Dort stieg Elke aus und

um – in meinen VW Käfer. Elkes Einreisegenehmigung und Personalausweis wurden in ihrem Schuh verstaut. Dann ging es hurtig Richtung Osten zum Übergang Heinrich-Heine-Straße.

An der Grenze trat der neue Ausweis mit dem falschen Bild in Aktion. Beantragt und erteilt wurde für uns beide eine Tagesaufenthaltsgenehmigung für die Hauptstadt der DDR. Wir bauten darauf, daß der große Andrang vor dem Osterfest die Sache erleichtern würde. Man kann nämlich nicht behaupten, daß Inge und Elke sich ähnlich sehen. Allerdings, der Altersunterschied war gering, ein gutes Jahr. Wenn Babies zum Verwechseln ähnlich sind, dann können 20-jährige doch nicht so unterschiedlich aussehen? Außerdem, warum sollten die Vopos so scharf die Reisenden von West nach Ost kontrollieren, wenn die Fluchtrichtung von Ost nach West war?

Wir waren in Ostberlin - iacta alea est - die Würfel sind gefallen! Ein Zurück gab es nun nicht mehr. Rückblickend wundere ich mich heute noch über die Konsequenz, mit der alles geschah. Der falsche Ausweis und die Ost-Berlin-Genehmigung verschwanden in meinem Schuh. Mein Schwesterchen fuhr mit dem nächsten Zug Richtung Neustrelitz. Inge traf ich bei meinem Freund Klaus Bödeker, früher Rechlin, mit dem ich im Carolinum die Schulbank gedrückt hatte und der jetzt Am Treptower Park wohnte.

Bei einem Spaziergang im Park, das sowjetische Ehrenmal im Rücken, beichtete ich Inge, was ich mit ihr vor hatte. Sie hatte es geahnt. Ich höre mich sagen: „Wenn du willst, bist du heute abend in Westberlin.“ Gottseidank wollte sie. Es wäre kompliziert geworden, wenn sie nicht gewollt hätte...

Bei Klaus fand dann ein sorgfältiges Umtrimmen von Inge und ihrer Handtasche von Ost nach West statt: Alles, was nach DDR aussah, wurde eliminiert. Hinein in die Handtasche kamen z. B. Elkes Monatskarte der Hamburger Hochbahn AG, die Mitgliedskarte vom Schlittschuh-Club, alte Eintrittskarten vom Waterloo-Kino in der Dammtorstraße und natürlich Ausweis und Tagesaufenthaltsgenehmigung für die Hauptstadt der DDR (erst Monate später wurden in einer versteckten Ecke der nämlichen Tasche Reste einer Greifswalder Kinokarte gefunden...).

Nach Dunkelwerden ging das Abenteuer los. Hinein in den Käfer und ab in Richtung Übergang Heinrich-Heine-Straße. Nur Inges Mantel mußte zurückbleiben, weil seine DDR-Herkunft nicht zu übersehen war. Glücklicherweise war es milder Abend. Der Andrang an der Grenze war groß. Nach einer guten Stunde waren wir in West-Berlin. Es hört sich einfach an. Aber es wäre beinahe schief gegangen:

Meine Schwester hatte bei der Einreise DM 40,- bei sich, ein Betrag, mit dem ich natürlich Inge ausstatten mußte, was geschehen war. Als Inge die Kontrolle bereits passiert hatte, fragte mich der Volkspolizist: „Wieviel Geld haben Sie bei sich?“ Er ließ sich den Betrag vorzählen. Von dem bei der Einreise angegebenen Betrag fehlten genau DM 40,-! Mein Fehler war, daß ich die DM 40,-, mit denen Elke eingereist war und die ich Inge gegeben hatte, nicht schon bei meiner Einreise bei meiner Deklaration abgezogen hatte.

Ich entschuldigte mich. Ich müßte mich am Morgen verzählt haben. Ich hätte im Westen noch Blumen, Apfelsinen und sonstiges gekauft. Der Andrang sei groß gewesen; die Beamten hätten um Beeilung gebeten. Da müßte der Fehler passiert sein.

Ich: „Es tut mir leid. Wenn Sie das bestrafen müssen, dann tun Sie es.“ Er: „Sind Sie allein?“ Ich: „Nein, meine Schwester ist bei mir.“ Es war spät, etwa 23 Uhr, die Schlange hinter mir lang. Er hatte bald Feierabend und war sicher müde. Ostern stand vor der Tür. So spät noch eine Meldung schreiben? Er: „Nächstes Mal müssen Sie aber besser aufpassen...“ Ich: „Selbstverständlich!“ Was wäre passiert, wenn der Vopo auf die Idee gekommen wäre Inge nach ihrem Geld zu fragen und dann bei ihr genau DM 40,- vorgefunden hätte? Er tat es nicht.

Wir waren im Westen! Ich fuhr Inge zu ihrer Tante nach Reinickendorf. Die, aus dem Schlaf geholt, hatte die absurde Idee Kaffee zu kochen – um Mitternacht! Anschließend fuhr ich in mein Hotel, Frühling am Zoo, und brachte kein Auge zu! War es der Kaffee, waren es die Sowjets, die über dem Ku'damm die Schallmauer durchbrachen oder war es ganz einfach die nachlassende Anspannung, die mir den Schlaf raubte?

Am Ostersonnabend kauften wir im KaDeWe für Inge einen Mantel und flogen nachmittags mit BEA nach Hamburg. Den Käfer fuhr Elkes Freund Peter zurück. Vorher war er noch einmal in den Osten gefahren - unauffällig mit dem Auto meines Freundes Hanns Heinrich Supthut, der sich zufällig ebenfalls in Berlin aufhielt. Peter sollte bei Klaus in Treptow die Lage peilen...

In Hamburg wurde bis zur Rückkehr meiner Schwester über die Aktion strengstes Stillschweigen bewahrt. Wir erwarteten sie mit Spannung am Abend des Ostermontag auf dem Bahnsteig im Hauptbahnhof in Hamburg. Es wurde noch einmal dramatisch: Der überfüllte Zug lief ein und keine Elke stieg aus. Die Menge verlief sich. Wo war Elke? Den traurigen Anblick ihres Verlobten Peter werde ich nicht vergessen, der mit hängendem Kopf und einem an seinen Kniekehlen baumelnden Blumenstrauß verloren auf dem leeren Bahnsteig stand...

Was tun? Ab ins Auto, nach Hause und in Mirow anrufen! Das Fernamt: Stundenlange Wartezeit! Dringendes Gespräch? Dauert auch ewig. Also: Blitzgespräch anmelden! Nach fünf Minuten klingelt das Telefon! Mirow? Nein, Elke, schimpfend: Ich bin am Hauptbahnhof und keiner ist da und holt mich ab! Wie bitte? Des Rätsels Lösung: Weil der fahrplanmäßige Zug überfüllt war, hatte die Reichsbahn einen zusätzlichen Zug eingesetzt, der hinter dem anderen herfuhr. In dem zweiten Zug saß Elke.

Am nächsten Tag marschierten wir zum Ortsamt, um Inges Umzug von Greifswald nach Hamburg zu melden. Ihr DDR-Personalausweis wurde gegen einen bundesdeutschen eingetauscht. Wir erbat den DDR-Ausweis als Souvenir zurück. Die Bitte wurde gnädigst gewährt, nachdem der Ausweis durch ein groschen-großes Loch entwertet worden war. Fragen wurden nicht gestellt. Pfingsten war Verlobung.

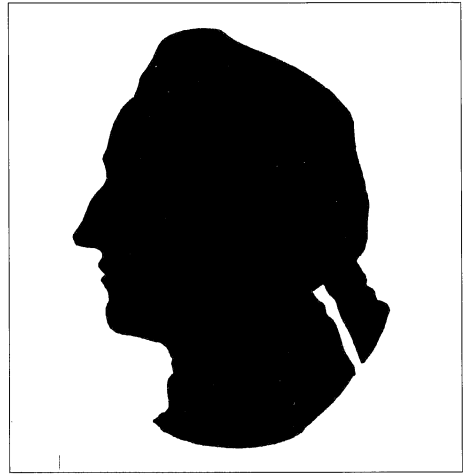
Rolf Rebstock
Güster, im Mai 1998

„Liebe ohne Ruh“

Scherenschnitte von Johanna Beckmann zu Goethes literarischen Frauengestalten

Der Scherenschnitt hatte es schon immer schwer, als wirkliche Kunst anerkannt zu werden. Dabei liegen seine Ursprünge in antiker Zeit. Der Sage nach war es die Tochter eines griechischen Töpfers, welche die Erinnerung an den scheidenden Geliebten als Schattenriss auf einer Vase festhielt und damit das erste der berühmten Vasenbilder des klassischen Griechenlands schuf. Im alten China (etwa um 100 u. Z.) wurden Verfahren entwickelt, aus faserhaltigen Materialien das wichtigste Medium des Scherenschnitts, das Papier, herzustellen, und in China wurde Schattentheater gespielt!

Zu Goethes Lebzeiten nun feierte der Scherenschnitt in Form der Porträtsilhouette eine erstaunliche Auferstehung. Zuerst als eine Modeerscheinung in Frankreich, wurden die Silhouetten schnell auch in Deutschland beliebt, wie im 18. Jahrhundert vieles Französische. Bildnisse aus schwarzem Papier verschenkte man als ganz persönlich gemeinte Aufmerksamkeit oder als Andenken. Eine Porträtsilhouette konnten selbst Laien nach einiger Übung schneiden. Sie war wesentlich preiswerter als ein Porträtstich oder eine kostbare Miniatur. „Silhouettieren“ wurde schließlich auf Jahrmärkten betrieben, aber nicht nur dort, sondern ebenso eifrig in literarischen und künstlerischen Freundschaftszirkeln. Besonders aus diesen Kreisen kamen begeisterte Anhänger der Theorien des Züricher Predigers Johann Kaspar Lavater (1741 – 1801), der mit seinen Büchern, beispielsweise 1778 mit „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“, sogar einen philosophischen Hintergrund für die Porträtsilhouette lieferte. Er war der Meinung, dass das Äußere des Menschen auf sein Inneres schließen lasse, denn darin drücke sich eine von Natur vorgegebene Harmonie zwischen äußerer und Charakterschönheit aus. Dem Gesichtsprofil kam dabei eine besondere Bedeutung zu. „Die Physiognomik hat keinen zuverlässigeren, unwiderlegbareren Beweis ihrer objektiven Wahrhaftigkeit als die Schattenrisse“, verkündete Lavater.



Goethe

Auch Goethe war ein passionierter Sammler von Porträtsilhouetten und zeitweise sogar Anhänger der Auffassungen Lavaters. Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) dagegen, der Astronom und bissige Literat, kam nicht umhin, sich über das Faible seiner Zeitgenossen lustig zu machen, indem er meinte: „Man lässt sich jetzt seinen Schatten besehen wie ehemals sein Wasser.“

Wie alle Modetorheiten blieb auch die Porträtsilhouette eine Zeiterscheinung, die schnell verschwand. Aber Schattenbilder und Schattenrisse aus Papier fertigte man nach wie vor für den Hausgebrauch an. Als künstlerische Arbeitstechniken blieben sie bei Kunstgewerblern und Graphikern beliebt. Porzellane, Tabakdosen, Lampenschirme, Broschen und vieles andere wurden mit Schattenbildern geschmückt, Märchenbücher und Kindergeschichten, Koch- und Gebetsbücher mit Scherenschnitten illustriert, besonders in der Biedermeierzeit.

Als die Scherenschneiderin, Porzellanmalerin und Dichterin an der Schwelle zum 20. Jahrhundert ihre Kunstwerke aus schwarzem Papier fertigte und veröffentlichte, hatte die Fotografie schon längst die Porträtsilhouette abgelöst.

Porträtieren war also nicht mehr Thema des Scherenschnitts. Aber dieser hatte sich inzwischen – besonders unter dem Einfluss des Jugendstils – zu einer interessanten graphischen Kunsttechnik entwickelt, obwohl er als solche natürlich auch Grenzen hat. Mit ihm sind Flächen kaum zu strukturieren, räumliche Eindrücke nicht zu schaffen, und individuelle Personencharakteristik ist nicht so ohne weiteres möglich. Um so wichtiger werden deshalb Posen und Gesten, also Elemente der Körpersprache, welche die Situationsschilderung übernehmen. Gerade darin war Johanna Beckmann eine Meisterin. In ihrem Buch „Die schwarze Kunst“ (1911 erschienen, 1998 ein Nachdruck im Verlag LENVOER, Neustrelitz) erzählt sie, wie sie mit Kindern arbeitete, die ihr besonders gern Modell standen: „Man öffnet die Tür, ein großes, weißes Tuch ist Hintergrund, die Entfernung wählt man so weit, wie man will, ich nehme meist 5 m Distanz, und nun muss man Stellungen suchen, die gut im Profil sind ... Man muß Stellungen suchen – lebhaft, eigenartig und natürlich, man muss sie dem Kinde ablauschen, die wenigsten Menschen sind schön auf Befehl ... Ein Kleiner, der in der Schule nichts lernen konnte, stand unvergleichlich. Der meinte einmal, wie wir beide ganz allein zusammen arbeiteten, recht zutraulich: ‚De anern sünd dor vähl to dämlich to.‘ Ich habe mir sein Selbstvertrauen in schweren Stunden oft gewünscht.“

Johanna Beckmann wurde in Brüssow/Uckermark geboren, verlebte ihre Kindheit und frühe Jugendzeit in Burg Stargard und ging 1886 nach Berlin, um sich in künstlerisch-praktischen Tätigkeiten ausbilden zu lassen. Hier lebte sie bis zu ihrem Tode ein entbehrungsreiches Leben. Aber sie nutzte auch jede Gelegenheit, in ihre mecklenburgische Heimat zurückzukehren, um dort mannigfaltige Anregungen für ihre künstlerischen Bemühungen zu empfangen. Rund dreißig Bücher gab sie heraus, meist mit eigenen Texten versehen und stets mit ihren zauberhaften, filigranen Meisterwerken illustriert.

1913 erschienen im Stiftungsverlag Potsdam 6 Schattenbilder etwa im Format A4 ohne Text, nur mit Bildunterschriften versehen, zu literarischen Frauengestalten aus Goethes Werken mit dem Titel „Liebe ohne Ruh“. Johanna Beckmann deutete mit diesem Titel an, dass sie aus dem reichen literarischen Schaffen des Weimarer Meisters und den dabei entstandenen Frauenporträts solche auswählte, denen eine unerfüllte Liebesbeziehung beschieden war. Wenn wir die folgenden Scherenschnittbilder betrachten, entdecken wir eine weitere aufschlussreiche Seite ihrer Künstlerpersönlichkeit: Johanna Beckmann war eine kenntnisreiche Botanikerin. Dabei ging es ihr nicht allein um die wissenschaftlich-analytische Betrachtung der Pflanzenwelt, sondern sie war dem Mysterium des Pflanzenlebens auf der Spur: „Man muß die Pflanzen sich anschauen im Werden, Sein und Vergehen, man muß lernen mit ihnen zu verkehren ... Man muß das Leben der Pflanzen teilen mit ihr ...“ schrieb sie 1931 in ihrem Buch „Pflanzenleben“.

Auch andere Titel lassen ihre naturphilosophische Sicht auf die Welt erkennen: „Natur-Geheimnis“, „Natur – vom Wollen und Walten“, „Wenn Frühling wird“ u.a. Diese Vorliebe für die Geheimnisse der Pflanzen wollen wir bei der folgenden Betrachtung ihrer Scherenschnittbilder mit beachten:

Beginnen wir mit dem ersten Bild. Es heißt „Gretchen“ und bezieht sich auf Goethes Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“. Johanna Beckmann schmückte das Schattenbild mit einem blühenden Lin-



Gretchen (Dichtung und Wahrheit)

denzweig. Die Linde ist wohl der volkstümlichste Baum in deutschen Landen und wird oft als der „Hausbaum“ der Deutschen bezeichnet. Das nicht ohne Grund. Die Linde hat ihren Platz nahe dem Wohnhaus, denn sie lieferte Bast für die verschiedensten Zwecke, den gesundheitsfördernden Tee und war Futterplatz für die Bienenvölker. Oder sie stand am Dorfanger. Unter ihr versammelte sich die singende und tanzende Dorfjugend, ja die Linde wurde oft genug selbst Gegenstand der Volkslieder und -dichtungen. War die Eiche ein Symbol für Kraft, Mut und Ruhm, stand die Linde für Sehnsucht, Zärtlichkeit und Häuslichkeit.

Diese Eigenschaften scheint Johanna Beckmann im Blick gehabt zu haben, als sie das Gretchen ausschnitt, denn so finden wir es ja auch in Goethes Text beschrieben, als ein häusliches junges Mädchen, mit lieblichem Kindergesicht, ganz dem Fleiß seiner Hände hingegeben. Goethe war gerade fünfzehn Jahre alt, als er in Frankfurt dem Mädchen begegnete. Die Literaturgeschichte versuchte bisher vergebens, die Identität des Gretchens zu entschlüsseln. Der junge, schwärmerisch veranlagte angehende Dichter lernte es im Kreise seiner Altersgefährten kennen, die nach dem Urteil seiner Eltern allerdings kein guter und standesgemäßer Umgang für ihn waren. Aus diesem Grunde wurde schließlich der Kontakt zu ihnen und damit auch die Beziehung zu Gretchen unterbunden. Sie sahen sich nicht wieder, aber diese erste Liebe blieb zeitlebens in Erinnerung: *„Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen, treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurden ... Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von diesem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand sie im Hause zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen“*, gestand der inzwischen berühmt gewordene Dichter 1811 in seinen Erinnerungen.

Im Schattenbild „Dora“ pflückt ein Mädchen mit anmutiger Geste Trauben vom alten Weinstock, der das Geschehen – fast eine Laube bildend – umrankt. Die Haartracht, die Kleidung des Mädchens und das Tischchen, welches die gefüllte Obstschale trägt, weisen in ihren Formen auf die antike Zeit. Johanna Beckmann bezog sich hier auf Goethes Elegie „Alexis und Dora“, die 1796 entstand. Wie in der verwandten Dichtung „Hermann und Dorothea“ griff Goethe das Thema einer bisher unbewusst gebliebenen, aber sich nun plötzlich offenbarenden Liebe auf: Der Seefahrer erinnert sich, während sein Schiff den heimatischen Hafen verlässt, an eine eben erlebte Begegnung mit Dora, in deren Nachbarschaft er viele Jahr hindurch gelebt hat. Erst in der Stunde des Abschieds, als Dora ihm Früchte aus dem Garten überreicht, erkennen beide ihre tiefe Zuneigung. Aber schon nach der ersten Umarmung müssen sie sich trennen, denn Alexis' Reise beginnt. Dieser sieht sich schon durch reiche, ferne Länder streifen und Geschenke für die Geliebte erwerben, als ihn plötzlich eifersüchtige Gedanken überfallen:



Dora (Dora und Alexis)

*„Und ein anderer kommt
Für ihn auch fallen die Früchte!“...*

Auch im Gedicht „Euphrosyne“ bezieht sich Goethe auf einen antiken Stoff. Die Titelheldin ist eine der griechischen Göttinnen der Anmut (römisch: Grazien), von denen Aglaia (Glanz), Thaleia (Blühende) und Euphrosyne (Frohsinn) die drei bekanntesten sind. Sie begleiten gern fröhliche Götter wie Aphrodite, Apoll oder Dionysos oder suchen die Gesellschaft der Musen und Horen (das sind den Menschen wohl gesonnene Götter der Jahreszeiten).

In Goethes Gedicht nun streift ein Dichter wandernd durch Berg und Tal in der Hoffnung, einer dieser Göttinnen zu begegnen: *„Welche Göttin nahet sich mir? Und welche der Musen / Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?“* Es ist Euphrosyne, die sich ihm zeigt – aber er erkennt sie nicht sofort, obwohl sie sich vor Zeiten schon einmal begegneten. Euphrosyne hilft seinem Gedächtnis etwas nach, und schließlich gedenken beide schöner, gemeinsam verlebter Tage – Euphrosyne, damals eine junge Schauspielerin an der Schwelle zum Erwachsensein, und er, der gefeierte Dichter:



Euphrosyne (Arthur)

*„Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichterbild,
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuscht hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben ...
Kindlich strebte ich empor und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund ...“*

Johanna Beckmann stellte die junge Euphrosyne im mittelalterlichen Kostüm des Arthur (d. i. der König Artus im altbritannischen Epos von den zwölf Rittern seiner Tafelrunde) dar. Ein Zweig der Trauerweide bildet ein rahmendes Oval.

Die Weiden nun sind Gewächse des Reichs der Elfen und Nymphen. Im Dunkel der Nacht erscheinen sie gespenstisch und geisterhaft, an trüben Tagen machen sie einen schwermütigen, melancholischen Eindruck. Die beklemmende Stimmung, die vom Schaukeln der dünnen Weidenzweige in abendlicher Dämmerung ausgeht und die den Wanderer so sehr ängstigte, schilderte Goethe in seinem bekannten Gedicht vom „Erlkönig“ in unübertrefflicher Weise. So sind die Trauerweiden eben oft ein Sinnbild der unerfüllten Sehnsucht und der Trauer.

„Tränendes Herz“ – ein Blütenzweig, welcher ebenfalls für sich selbst spricht – schmückt das folgende Schattenbild.

Es zeigt ein Mädchen, in Trauer gebeugt, in einer betont theatralischen Geste, worüber wir nicht erstaunt sein dürften, denn schließlich befinden wir uns in Goethes berühmtesten Theaterstück, dem „Faust“. Das Gretchen ist ein von Faust (mit Hilfe Mephistos) verführtes Mädchen, tötete in Verzweiflung sein eigenes Kind, wird mitschuldig am Tod der Mutter und des Bruders und endet schließlich im Kerker. Doch Goethe deutet mit dem Schluss des Stückes die Grenzen des Bösen an, denn das Gretchen ist trotz seiner Schuld als Verkörperung des Prinzips der Liebe „unantastbar in der ihrem Wesen eigenen Unschuld“. Mephistos Worte „Über die hab' ich keine Gewalt“ lassen erkennen, dass es seine eigentliche Gegenspielerin ist und nicht etwa Faust.

Die herabgefallene Spindel in Johanna Beckmanns Schattenbild soll uns sicher in Gretchens Spinnstube führen, in die anrührende Szene, als Gretchen, ein Los beklagend, die schlichten Worte spricht:

*„Meine Ruh' ist hin / Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer / Und nimmermehr.
Wo ich ihn nicht hab, / Ist mir das Grab,
Die ganze Welt / Ist mir vergällt ...“*



Gretchen (Faust)



Suleika (West-östlicher Divan)

Nach Jahren der Erstarrung (ausgelöst durch Schillers Tod 1805) und der Anfeindungen (Goethe blieb trotz der Ereignisse der Jahre 1806–13 seinem Bekenntnis zu Napoleon treu), entschloss sich der 65-jährige Dichter 1814 zu einer größeren Reise in die Gegend um Rhein, Main und Neckar, um u.a. einen Freund der Familie, den Frankfurter Bankier Johann Jakob von Willemer, zu besuchen. Während sich Goethe von Weimar aus in westliche Richtung bewegte, gingen seine Gedanken aber in östliche, denn er machte sich kurz vorher mit orientalischer Poesie bekannt, besonders mit dem „Divan“ des persischen Dichters Hafis, der im 14. Jahrhundert lebte. Dieser geistige Aufbruch in den Osten, „der Urheimat der Menschheit“, wie Goethe vermerkte, brachten ihm schöpferische Kräfte zurück, vervielfacht vor allem aber durch eine leidenschaftliche Liebesbeziehung zu Marianne von Willemer (1784–1860), der jungen Gattin seines Gast-

gebers. Diese Begegnung finden wir in Goethes Dichtung „West-östlicher Divan“ wieder, besonders im schönsten Teil, dem „Buch Suleika“. Die beiden Akteure, Hatem und Suleika, führen hier einen Liebesdialog in Versen, der sich zwar streng auf die Motive des „Divan“ des Hafis bezieht, aber in Wirklichkeit die poetische Umhüllung des Liebesgesprächs zwischen Goethe und Marianne von Willemer ist, zumal letztere einige der schönsten Gedichte – wie die Lieder an den Ostwind und an den Westwind – beisteuerte. Goethe nahm sie auf, ohne aber die Autorenschaft Mariannes zu verraten.

Wie mag nun Johanna Beckmanns Scherenschnitt „Suleika“ entstanden sein? Vielleicht in der Erinnerung an folgende Verse?

„Suleika:

*Sag, du hast wohl viel gedichtet / Hin und Her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand / Prachtgebunden, goldgerändert,
Bis auf Punkt und Strich vollendet, / Zierlich lockend manchen Band?
Stets, wo du sie hingewendet, / war's gewiß ein Liebespfand?*

Hatem:

*Ja, von mächtig holden Blicken, / Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar, / Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,
Hals und Busen reizumhangen, / Tausendfältige Gefahr!
Denke nun, wie von so langem / Prophezeit, Suleika war.*

Johanna Beckmann kostümierte ihre Frauenfigur in orientalischer Weise, ein Halbmond ist zu sehen auf der offensichtlich mit einem Tuch umschlungenen Haarpracht, zierliche Pantoffel und natürlich ein Salvar, die Pluderhose, dürfen nicht fehlen. Kokett betrachtet sich Suleika in einem Handspiegel („*Ein Spiegel, er ist mir geworden ...*“ heißt es ebenfalls im Buch „Suleika“). Dieses östliche Ambiente umrankt die Scherenschneiderin mit den Wurzeln und Blättern einer Pflanze aus der westlichen Hemisphäre, einer *Monstera acuminata*.

Das letzte Schattenbild „Lotte“ fällt etwas aus dem Rahmen, und das fast wörtlich genommen, denn es fehlen ihm die „botanischen Zutaten“ als Rahmen, mit denen Johanna Beckmann die anderen hier vorgestellten Scherenschnitte ausrüstete.

Der Dichter Goethe knüpfte in seinem langen Leben zahlreiche Frauenbekanntschaften und -freundschaften. Sein leidenschaftliches Werben setzte er oft genug in vollendete Dichtungen um. „Lotte“ ist ihm gleich zweimal begegnet (und literarisch „verarbeitet“ worden), einmal in Charlotte von Stein (1742–1827) und in jungen Jahren in Charlotte Kestner, geb. Buff (1753–1828), dem „Urbild“ der Werther-Lotte. Letztere lernte Goethe während seiner Tätigkeit am Wetzlarer Reichskammergericht kennen. Sie war seit 1768 mit J.C. Kestner verlobt, damals Legationssekretär in Wetzlar und später ein hannoveranischer Hofrat. Dessen Großherzigkeit und Charlottes Charakterfestigkeit helfen dem jungen Goethe, seine leidenschaftliche Zuneigung zu Lotte in eine schöne, freundschaftliche Verbindung zu beiden zu verwandeln, die über Jahrzehnte währte.

Charlotte Buff war die zweitälteste Tochter des Deutsch-Ordensamtsmanns Buff in Wetzlar. Als Goethe ihre Bekanntschaft machte, musste die Neunzehnjährige in einer Schar von zehn Geschwistern die erst zwei Jahre vorher verstorbene Mutter zu ersetzen



Lotte

versuchen, was sie mit Liebe und Hingabe tat. Genau dieses Mädchenbild finden wir in Lotte, der weiblichen Hauptperson in Goethes Bestseller (um eine heutige Bezeichnung zu verwenden) „Die Leiden des jungen Werther“ wieder, beispielsweise in der Szenerie, die uns Werther beschreibt, als der „Mamsell Lottchen“ zu einem Tanzvergnügen abholen wollte:

„Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust, anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem ein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jeden mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief ungekünstelt sein „Danke!“, indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon ging nach dem Hofstore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darin ihre Lotte wegfahren sollte ...“

Johanna Beckmanns Scherenschnitt nun zeigt dieses junge Mädchen in der beschriebenen Tracht, umringt von drei munteren Kindern, den angeschnittenen Laib Brot vor der Brust und die „Proportionen“ verteilend.

Verabschieden wir uns aber von Johanna Beckmann und ihren Scherenschnitten mit den Versen Goethes für Charlotte von Stein, welcher zwar kein Scherenschnitt, dafür aber ein Gedenkstein gewidmet ist, der noch heute den Garten am Gartenhaus des Meisters an der Ilm in Weimar ziert:

*„Hier im stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge:
,Denkmal bleibe des Glücks!' ruf ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.“*

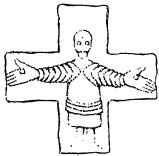
Dieser „aus der Menge Erwählte und freundlich Geküsste“ war Goethe selbst, dessen unerschöpfliches Werk nun schon seit über zwei hundert Jahren Künstler der unterschiedlichsten Genres immer wieder inspiriert und herausfordert.

Gudrun Mohr

Quellen- und Zitatnachweis:

1. Kindlers neues Literaturlexikon/hrsg. von Walter Jens. – München: Kindler Bd. 6 Ga–Gr. – 1989. – 976 S.
2. Goethes Freundinnen: Briefe zu ihrer Charakteristik/ausgew. u. eingel. von Gertrud Bäumer. – Leipzig, Berlin: Teuber, 1919. – 464 S.
3. Frauen der Goethezeit: Ausstellungskatalog. – Frankfurt a.M.: Goethe-Museum, 1958. – 79 S.
4. Goethe, Johann Wolfgang: dtv-Gesamtausgabe. – München: dtv-Verlag, 1961–63. – Bd. 1–45.
5. Schattenbilder der Goethezeit/hrsg. von Anne Gabrisch. – Leipzig: Insel-Verl., 1966. – 79 S.: III.

Die Reproduktion der Scherenschnitte von Johanna Beckmann erfolgte nach einem Exemplar des Titels „Liebe ohne Ruh“ aus der Sammlung von Frau Christa Weber aus Wendelstein, welcher an dieser Stelle herzlich gedankt sei.



Skizze eines Anhängers

Von unserem Mitarbeiter
Peter Starsy

Blumenhagen. Große Geschichte passierte im kleinen Blumenhagen nicht. Bekannt wurde das Dorf nördlich von Neustrelitz allerdings durch einen spektakulären Schatzfund, der vor 75 Jahren weit über die engen Grenzen des Strelitzer Freistaates hinaus Beachtung fand – der „Blumenhäger Silberfund“ von Walter Karbe: 259 „Wendepfennige“ und über ein Dutzend wertvolle Schmuckstücke aus Silber – Halsringe, Armbänder, Ketten, Anhänger, Ohrgehänge. Die Stücke erhielten damals im jungen Neustrelitzer Landesmuseum einen Ehrenplatz, wurden aber 1945 beim Brand des Neustrelitzer Schlosses vernichtet.

Karbes unermüdlicher Einsatz als Heimatforscher ging weit über seine Berufspflichten als Konservator am Landesmuseum hinaus. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Ur- und Frühgeschichte. Oft und gern verband er ausgedehnte Wanderungen mit archäologischer Gemarkungsaufnahme und besuchte Fundplätze aus früheren Zeitepochen. „Der Silberschatz von Blumenhagen“, so Karbe später, „ward mir ohne Mühe zu Teil. Auch sonst

werden einem Untersuchungen zuweilen unerwartet leicht gemacht, z. B. in Sandgruben. Da deuten dann dunkle Stellen an den Wänden auf bereits angeschnittene Herdstellen hin...“

Fündig bei Bauarbeiten

Das genaue Datum des Blumenhäger Fundes ist nicht überliefert. Schon 1923 war Karbe bei der Begehung eines im Bau befindlichen Stein-dammes eine Stelle mit frühgeschichtlicher Besiedlung aufgefallen. In einem Durchstich durch einen Sandhügel hatte er eine Kulturschicht mit Knochen, Lehm und Scherben beobachtet, die auf eine slawische Siedlung hindeuteten. Bei einer weiteren Besichtigung im Mai 1924 schienen die Scherben an dieser Stelle noch zahlreicher aufzutreten, und im Aushub entdeckte Karbe eine erste Silbermünze. Er berichtete: „Es wurde ein Stein-damm von der Chaussee über Blumenhagen in den Zechow hinein gebaut. Dabei wurde gleich hinter dem Ort am Waldrand ein Sandhügel durchstochen, auf welchem ich sonst schon wendische Scherben gefunden hatte. Ganz natürlich, daß ich jetzt... diese Stelle öfter aufsuchte. Eile hatte es damit nicht, da die Arbeit



Walter Karbe

wegen Geldmangel öfter unterbrochen wurde. Eine Silbermünze, ein sogenannter Wendepfennig, war das erste, was ich in der Aufschüttung fand. An einem der nächsten Tage... nahm ich im Durchstich eine dunkle Stelle wahr. Es handelte sich um eine der gewöhnlichen Herd- oder Abfallgruben, mit Asche, Tierknochen und Scherben angefüllt. In ihr lag aber auch der Schatz. Um ihn zu erlangen, brauchte ich nichts weiter als die Hände...“

1,5 Kilogramm schwer

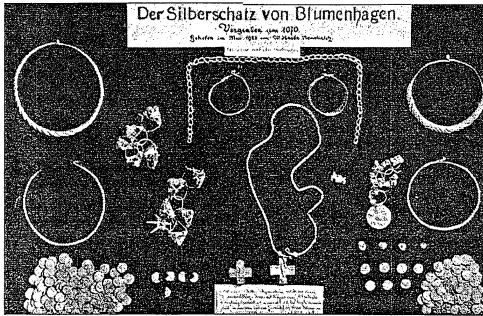
Der 30 Zentimeter unter der Oberfläche gefundene Schatz zählt mit etwa 1 kg Silber nicht zu den größten slawischen Schatzfunden in Mecklenburg. Ein Hacksilberfund aus Steinhausen bei Wismar bringt es auf stolze 5 kg Silber, ein weiterer Fund von Schwaan auf etwa 3,4 kg. Im Strelitzer Teilerzogtum wurde bereits 1779 auf dem Krumbecker Friedhof ein Schatz mit 5 kg arabischer Münzen aus slawischer Zeit entdeckt. Ungewöhnlich am Blumenhäger Fund war allerdings, dass er kaum zerhackte Stücke enthielt, obgleich er die typische Zusammensetzung von Hacksilberschatzen des 9. bis 12. Jahrhunderts aufwies. Als Geldersatz spielte beim damaligen Handel lediglich das Silbergewicht eine Rolle. Schmuckstücke und Münzen wurden von den Kaufleuten zum Zuwiegen oft

unregelmäßig und bis in kleinste Fragmente zerhackt.

Diese Besonderheit und dass er den Blumenhäger Schatz nicht in einem Tongefäß vorgefunden hatte, ließ Karbe etwas gewagt rekonstruieren: „Er lag nicht in einem Gefäß, sondern in einer Herdgrube“, kombinierte der Finder, „und das Haus, zu dem diese gehörte, muß ungefähr in der Mitte des ehemaligen wendischen Dorfes gestanden haben, wie man aus den ringsum verbreiteten Scherben etc. schließen kann.“

Karbe sah einen Zusammenhang mit dem Aufstand der slawischen Stämme (1066) und mit dem Rachefeldzug des Bischofs Buko (Burchard) von Halberstadt gegen die Slawen im Jahre 1068, in dessen Folge der legendäre Tempelort Rethra zerstört wurde. Bei seinem Fund handelte es sich also, folgte Karbe, „zweifelloos um den Besitz des bei Blumehagen wohnenden Hauptlingspaares. Als der Feind herannah, hat der Mann sein Geld, die Frau ihren Schmuck in der Herdgrube versteckt. Beide sind dann geflohen und nicht wieder gekommen. Nach 850 Jahren wurde der Schatz gehoben; mehr wird dort nicht zu holen sein, denn obwohl... der Ort gar nicht so klein gewesen zu sein scheint, ist es doch anzunehmen, dass eben nur die erste Familie am Platz im Besitz von so viel Edelmetall gewesen ist.“

Die Nachricht vom Blumenhäger Silberfund ging damals durch alle Zeitungen und brachte dem Entdecker zugleich ungewollten Ruhm als Schatzgräber ein. Karbe erinnert sich: „Jedenfalls knüpfte sich daran eine längere merkwürdige Korrespondenz mit einer Persönlichkeit aus Ostpreußen, der ich durchaus bei der Hebung eines angeblich vorhandenen Schatzes behilflich sein sollte. Diese Aufforderung geschah in gutem Glauben, denn um eine Prellerei konnte es sich der ganzen Ausdrucksweise nach nicht handeln, sondern um ein Überbleibsel aus früherer Zeit, wo das Schatzgraben in der Volksmentalität eine erhebliche Rolle spielte.“



Der legendäre Silberfund in der Ausstellung des Neustrelitzer Landesmuseums 1938. Für die Kostbarkeiten wurde eigens eine Vitrine gebaut. Abb.n: APS

Der Silberfund von Blumenhagen

Walter Karbe (1877–1956)

Der Altmeister unserer heimischen Altertumskunde, Professor Beltz, weist in seiner vorgeschichtlichen Einleitung auf die „Hacksilberfunde“ als eine eigentümliche Hinterlassenschaft der Wendenzeit hin. Solche Funde sind bei uns schon gemacht worden, jedoch besitzt das Landesmuseum nur zerhackte arabische Münzen von Pragsdorf, sowie die Reste eines unbedeutenden Fundes von Zahren bei Fürstenberg, während der in der Einleitung erwähnte Fund von Broda nicht hierher gehört, denn er besteht aus nachwendischen Hohlpfennigen, von denen einige im Neubrandenburger Museum aufbewahrt werden.

Silberschmuck aus der Wendenzeit, wie ihn die größeren Museen in den ehemaligen slavischen Ländern meistens zu besitzen pflegen, fehlte in Mecklenburg-Strelitz bisher so gut wie ganz. Wenn früher dergleichen gefunden worden ist, wie unsichere Überlieferung anzudeuten scheint, so ist es in den Schmelztiegel gewandert. Die umfangreichen Grabungen an der Lieps und Tollense, sowie bei Feldberg haben kein Edelmetall zutage gefördert.

So fehlte also auch dem Landesmuseum bisher ein wesentlicher Teil wendischen Altertums; diesem Übelstande ist nun durch den Fund von Blumenhagen abgeholfen worden. Allerdings handelt es sich hier nicht um Hacksilber, d. h. um Bruchstücke von Münzen und Schmucksachen, die als Geldersatz nach dem Gewicht fortgegeben wurden, sondern man ist in unserem Falle über diese Sitte schon hinaus: die Münzen haben ihren Wert als solche und die Schmucksachen sind zum Tragen bestimmt. Auch darin unterscheidet sich der Fund von Blumenhagen von den meisten Hacksilberfunden, daß das Silber nicht wie bei diesen in Tongefäße gepackt und an abgelegener Stelle vergraben war, sondern es lag mitten im ehemaligen Dorf, in der Herdgrube eines Hauses, unordentlich hineingeworfen und mit Sand, Asche und Abfall zugedeckt.

Zweifellos ist feindlicher Überfall die Veranlassung hierzu gewesen, die Besitzer sind auf der Flucht umgekommen oder verschleppt worden, so daß sie sich ihr Silber nicht haben wiederholen können, und aus der Beschaffenheit des Fundes läßt sich schließen, daß das Ereignis zur Zeit oder bald nach der Zerstörung Rethras (1068) stattgefunden hat, als das Redarierland von den Christen aus Rache für die Opferung des Bischofs Johannes von Mecklenburg aufs gründlichste verheert und ausgeplündert wurde.

Der Fund besteht also aus Münzen und Schmucksachen. Die ersteren – 250 an der Zahl – sind ausschließlich sogenannte Wendenpfennige mit ihrem charakteristischen Merkmal, dem beiderseits aufgekipten scharfen Rand. Nur ganz wenige sind halbiert oder sonst beschädigt, so daß von Hacksilber hier nicht mehr die Rede sein kann. Auch gehören sie alle den jüngsten Sorten dieser Prägung an, wie sie in der Zeit 1050 bis 1100 in Umlauf waren, und zeigen alle auf der einen Seite das Kreuz in der Form des heutigen „eisernen“, auf der anderen das Kugelkreuz, das Balkenkreuz und nur auf wenigen Stücken eine andere Darstellung wie ein Kirchengebäude oder einen Bischofsstab. Geprägt sind diese Münzen wahrscheinlich in Magdeburg und Merseburg; sie dienten wohl hauptsächlich dem Verkehr mit den Slavenländern, denn sie finden sich weit bis nach Polen hinein.

Die Schmucksachen sind auf drei Tafeln zu sehen. Auf der ersten Tafel sehen wir die vier Halsringe, und zwar unten links die häufigste Form, welche bei fast allen größeren Silberfunden vorkommt.

Die zweite Tafel zeigt zwei Armbänder aus dünnem Silberblech, beide mit leider nicht erkennbarer Punktverzierung, ferner die Halskette und in der Mitte die Filigranschnur mit dem Kreuz. Letzteres ist aus Silberblech und hohl, von der Christusfigur sind Hände und Arme deutlich erkennbar. An den Ärmelfalten sieht man, daß es sich hier um eins der romanischen Christusbilder handelt, wie sie bis zum 12. Jahrhundert üblich waren, von da ab werden sie allmählich durch den fast nackten Heiland mit der Dornenkrone verdrängt.

Die dritte Tafel bringt das zweite, mit Ringornament versehene Kreuz, das gleichfalls hohl ist; im Innern befindet sich ein harter Gegenstand, denn es klappert beim Schütteln. Ferner zwei Hohlperlen, ein mit Silberdraht umwickeltes Amulett und 19 Ohrgehänge. Letztere wurden so gefunden, wie sie sich hier zeigen, nämlich auf drei Bündel verteilt; die beiden seitlichen bestehen aus je sechs Gehängen, das mittlere aus sieben, von denen eins noch die Schmuckscheibe trägt.

Betrachten wir die Gegenstände insgesamt, so läßt sich aus dem Umstand, daß der beliebte Männerschmuck, der Schläfenring, gänzlich fehlt, der Schluß ziehen, daß wir es hier ausschließlich mit weiblichem Schmuck, d. h. dem Besitz einer wendischen Häuptlingsfrau, zu tun haben, wie sie ihn zwar nicht immer, aber doch bei besonderen Gelegenheiten zu tragen gewohnt war, denn sonst wären die Ohrgehänge wohl nicht ineinandergehakt gewesen.

Schwierig zu beantworten ist die Frage nach der Herkunft der Schmucksachen. Allgemein wird angenommen, daß sich die Wenden, abgesehen von der Töpferei, mit Kunsthandwerk so gut wie gar nicht befaßt haben, daß also aller Silberschmuck auf dem Handelswege hierher gelangt ist. Als Ursprungsland nahm man früher meistens Arabien an, weil sich unter dem Hacksilber vielfach arabische Münzen finden. Davon ist man abgekommen – betreffs der Kreuze würde diese Annahme ja auch schon von selber wegfallen – und spricht vielen Gegenständen nordische Herkunft zu, wenn auch der Orient keineswegs ganz ausgeschaltet werden kann. Jedenfalls die Handelsbeziehungen der Wenden erstreckten sich weit genug, sie waren keineswegs von der Kultur abgeschlossen und es mutet eigenartig an, daß sie von derselben, wie es immer heißt, so viel weniger beeinflusst worden sind als ihre Nachbarvölker. Aus verschiedenen Werkstätten stammen unsere Schmucksachen ja auch zweifellos. Das Kreuz mit der Christusfigur und die Schmuckscheibe machen einen sehr primitiven Eindruck, während namentlich die Ohrgehänge zum Teil von höchster Kunstfertigkeit zeugen. Die Scheibe mag also vielleicht heimische Arbeit sein, das Kreuz sicher nicht, denn man weiß ja, mit welcher Zähigkeit sich gerade die Redarier als Hüter des Rethraheiligtums gegen die Christen und ihre Lehre gewehrt haben. Nur ganz vereinzelt mögen sie christliche Symbole vor dem endgültigen Zusammenbruch ihres Volkstums ins Land gelassen haben, und zwei davon sind nun aus der Verborgenheit wieder ans Tageslicht gekommen.

Dieser Beitrag von Walter Karbe wurde 1925 in „Kunst- und Geschichts-Denkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“, Band 1 „Das Land Stargard“, Kommissionsverlag der Brünslowaschen Verlagsbuchhandlung (E. Brückner), Neubrandenburg, veröffentlicht.

Der hier beschriebene Silberfund von Blumenhagen wurde im Jahr 1924 von Konservator und Heimatforscher Walter Karbe entdeckt. Er konnte im Landesmuseum, das sich im Neustrelitzer Schloß befand, bis zur Zerstörung des Schlosses durch Brandstiftung Ende April 1945 besichtigt werden.

Bodenschätze in Blumenhagen

Friedrich von Huene, Brooklin, USA

Bald nachdem mein Vater das Gut Blumenhagen 1932 übernommen hatte, wurde bei Feldarbeiten unweit vom Mittellsee eine Urne mit Knochenresten gefunden. Der Inhalt wurde „die Jungfer“ genannt. Vielleicht waren einige weibliche Ornamente dabei. „Die Jungfer“ ging bald wie auch andere Funde zu Fachleuten nach Neustrelitz und landeten wohl im großherzoglichen Schloß.

Der Backofenberg war gerade oberhalb dieses Fundortes. Als hier gepflügt wurde, kamen verschiedene menschliche Knochen hervor. Besonders bemerkenswert waren die Schädel mit guten, jedoch stark abgewetzten Zähnen. Der Berg wurde von den Dorfbewohnern der Backofenberg genannt. Die Erklärung für diesen Namen und die vielen Knochen oben in der Erde war folgende:

In früheren Zeiten stand dort ein Kirchlein mit einem angebauten Backofen. Wenn Sonnabends Brot gebacken wurde, war das Kirchlein am Sonntag warm. Starben Dorfbewohner, dann wurden sie in dem Gottesacker um die Kirche herum begraben.

Als mein Vater einen Neubau an der Straße nach Zechow für einen Feldarbeiter und einen Schmied bauen ließ, wurden an dieser Stelle mit recht schwarzem Sand mehrere byzantinische Münzen gefunden. Die Erklärung war dann, daß im Dreißigjährigen Krieg Tilly's Soldaten auf dem Marsch nach Neubrandenburg auch nach Blumenhagen und seine Umgebung kamen. Ein Dorfbewohner hat dann wohl in der Eile seinen Schatz in die ausgeglühte Feuerstelle geworfen. Danach wurde das Haus abgebrannt und die Bewohner umgebracht oder vertrieben. Wie „die Jungfer“ ging auch dieser Schatz nach Neustrelitz und wurde wohl mit anderen Sehenswürdigkeiten im Schloß aufbewahrt.

Ich erinnere mich noch an einige interessante Steinfunde: Ein kleines Beil, aus Feuerstein geschliffen, eine Pfeilspitze und sonderbare runde Steinkegel, die „versteinerte Tintenfische“ genannt wurden. Der Boden in und um Blumenhagen war sehr unterschiedlich, an mehreren Stellen sandig, dann gab es schweren Lehm. Dicht an dem Gutshaus war er für unseren Garten recht erträglich. Nach einigen Jahren hatten wir herrliches Gemüse und auch sehr viel Obst. Hinter dem Garten mußten die Brennnesseln und Disteln kräftig geschnitten werden, damit sie nicht überhand nahmen. Im Frühjahr schmeckte uns die Nesselsuppe einigermaßen und war eine Art Spinatersatz. Die Schweine fraßen sogar die Disteln. Eine Zeichnung meines Onkels Klaus von Kursell aus dem Jahre 1932 vermerkt, daß auf dem großen Acker gute Kartoffeln, mittlerer Roggen, schlechter Weizen und mäßige Lupinen wuchsen. Ich erinnere mich, daß es außer diesen „Bodenschätzen“ dort recht viele Steine gab, die jährlich von einer mit Pferden bespannten Schleppe abtransportiert wurden.

Ganz am Ostende des großen Ackers fanden wir eine steinerne Bank aus recht großen Blöcken zusammengesetzt. Ich dachte, daß sich dort wohl einst der Ritter Peckatel hinsetzte, um die schöne Aussicht in Richtung Schloßberg zu genießen.

Als wir am 27. April 1945 Blumenhagen mit Pferd und Wagen verließen, konnten nur wenige Kostbarkeiten mitgenommen werden. Einiges wurde vergraben, einiges im Haus versteckt. Wir erwarteten, daß wir in ein oder zwei Wochen wieder zurück kommen könnten. Ein schöner Wappenstein über dem Kamin in unserer Bibliothek blieb fest an der Wand verankert. Als ich 1970 mit meinem Sohn Andreas zum ersten Mal wieder nach Blumenhagen kam, forschte ich nach dem Stein. Mein Vater hatte diesen von der Insel Ösel (in Estland, dem Stammsitz der Familie) nach Blumenhagen gebracht. Der Stein wurde

mit der Inschrift CARL FRIED. VON HUENE Anno 1746 versehen. Der Stein war aus dem elterlichen Haus verschwunden. Wo war er geblieben? Erst nach Jahren wurden Teile des Steines von einem Herrn Köpke gefunden. Nach 1989 konnte mein Neffe, Gergor von Huene, die Bruchstücke des Wappensteines in Empfang nehmen und sicherstellen. Der Boden von Blumenhagen hatte wieder einen Schatz hervorgebracht.

Unser ehemaliger Obst- und Gemüsegarten und auch die Wiese zwischen unserem ehemaligen Wohnhaus und dem See ist jetzt mit Bungalows bebaut. Bei meinem Besuch stellte ich fest, daß der einstige Schweinestall ein neues Dach hatte. Dort traf ich einen Mann, der dabei war, mit einer Sichel Brennesseln abzuschneiden. Wir kamen ins Gespräch. Dabei stellte sich heraus, daß der Mann in Neubrandenburg wohnte und zu Gast bei einem Freund in Blumenhagen weilte. Es selbst hatte die Absicht, nach dort zu ziehen. Im Gespräch erfuhr ich, daß der Mann vor einiger Zeit einen Ring gefunden hatte. Wir vereinbarten ein Treffen, wo er mir den Ring zeigen wollte. Wie erstaunt war ich dann, als ich den Ring in den Händen hielt. Die eingravierte Inschrift war gut lesbar: Aimée Ellis 6. X. 1928. Das Datum ist der Geburtstag meiner Mutter und auch der Hochzeitstag meiner Eltern. Herr John, so hieß der Finder des Ringes, überreichte mir den Ring. Ich bot ihm einen Finderlohn an, doch er lehnte dankend ab: „Der Ring gehört ja ihrer Familie!“ Als kleines Dankeschön überreichte ich ihm Fotos von Blumenhagen in früheren Zeiten, die er gerne annahm. Hoch beglückt verließ ich Blumenhagen, dessen Boden schon wieder einen für mich wertvollen Schatz freigegeben hatte.

Diese Aufzeichnungen machte Friedrich von Huene am 21. August 1997, nachdem er von einer Reise nach Neustrelitz in die USA zurückgekehrt war. In Neustrelitz hatte er an einem Treffen der Altschülerschaft des Carolinums anlässlich der Eröffnung des Schulgebäudes des heutigen Carolinums am Glambecker See teilgenommen.

Die Schatzsuche

„Wie der Aquamarin meiner Mutter“, sagte mein Mann, nahm eine Glasperle auf, die ich gerade fädeln wollte, und hielt sie ins Licht.

Ach ja, dieser Aquamarin! Irgendwo in Neustrelitz in einem Garten war er von meinem Mann vergraben worden, kurz bevor die sowjetischen Truppen die Stadt einnahmen. Damals, am Ende des Krieges. Eine ferne Geschichte. Es war soviel passiert seitdem. Das Haus mit dem Garten musste Hals über Kopf verlassen werden, weil es von nun an als Offiziersquartier diente, die Mutter war mit ihren Kindern hier und da und dort untergeschlüpft, viel Habe hatten sie nicht, alles war ja zurückgeblieben. Tod und Flucht einzelner Familienmitglieder, heimatlos sein, neu anfangen, erwachsen werden – die Jahre waren drüber hingegangen. Aber Mecklenburg, dieses Morgenland, dieses Heimatland! Fern und unerreichbar.

Bis ich, die Fremde – als die eigene Familie diesem Sehnsuchtsland örtlich wieder etwas näher gerückt war – eines Tages einen Passierschein organisierte und wir uns aufmachten in diese Stadt voller schöner und tragischer Erinnerungen. Alles war fremd – für mich, alles war vertraut – für meinen Mann.

An einer Straßenecke nahm ich das Fernglas an die Augen und machte das Haus aus, über einen See hinweg. Bäume, etliche Dächer, eine Mauer, die ins Wasser lief. Unterhalb des richtigen Daches war mal der Garten gewesen und in dem Garten, da war die Kasette mit dem Aquamarin vergraben. Ich sah meinen Mann von der Seite an: Glaubte er wirklich, dass diese Kasette noch dort lag? Ich erinnerte mich, dass er hier und da den Söhnen, wenn die Rede auf seine mecklenburgische Kindheit und Jugend kam, eingeschärft hatte, nach der Kasette zu suchen, wenn je wieder die Möglichkeit bestünde. Er erlebe es wohl nicht mehr, aber sie. Und er hatte ihnen beschrieben, wo sie lag: Hart an der Grundstücksgrenze, im Winkel der Fluchtlinie zu Nachbars Garage und dem Gartentor unten am See, unterm Komposthaufen. Die Jungs blickten nachsichtig: Vaters Geschichten.

Und dann wendete sich alles. Ungehindert konnte nach Mecklenburg gereist werden, in dieses zauberschöne Land voll zartem Liebreiz und herbem Charme. Die Orte der erzählten Geschichten wurden lebendig, und ich begriff ihre Bedeutsamkeit. Für mich war es ein großes Lernen, für meinen Mann ein Sichwiederfinden. Eines Tages zogen auch die russischen Soldaten fort aus der Stadt. Die Häuser, in denen sie gelebt hatten, wurden erst leer und dann frei und dann ihren vormaligen Eigentümern zurückgegeben. Und ja, die Gärten natürlich auch.

„Jetzt graben wir nach!“ verkündete mein Mann. Oh, stimmt, die Kasette. Wollte er nun wirklich mit Spaten und Hacke loslegen? Das konnte doch nicht sein Ernst sein. Dieser Kasten war doch todsicher längst gefunden, die Geschichten kannte man doch, Geigerzähler, Minensucher, Eisenstangen. Immer, wenn es brenzlich wird, vergraben die Menschen ihre Kostbarkeiten und meistens nahebei, und immer lohnt es sich für die Eroberer, gründlich nachzusuchen.

Aber mein Mann blieb unbeirrt. Sein Bruder reiste an, brachte einen Freund mit, der seine halbwüchsigen Söhne dabei hatte mit der Begründung: Eine Schatzsuche erlebt man nicht zweimal im Leben. Freund Horst stellte Schaufeln und Spaten und seine jungen Kräfte zur Verfügung, sein Hund trottete hechelnd hinter ihm her, denn es war der heißeste Julimittag seit Jahren. „Hast Du den zur Spurensuche mitgebracht?“ lästerte ich. Die Männer sehen mich nur ernst an. Das konnte nicht wahr sein! Glaubten sie wirklich, dass sie sie finden?

Am Haus vorbei ging es einen grasigen Pfad steil hinab zum See. Hier war einmal ein Garten gewesen, mit Stufen und mit Terrassen voller Blumen, Beerenbüschen und Obstbäumen.

Mein Mann ging voraus. Am Grund des Hanges angelangt blieb er stehen, sah zurück, machte ein paar Schritte seitwärts durchs Kraut, peilte wieder nach oben und sagte: „Seht Ihr die Garage? Die Verlängerung der Garagenwand ist die Grundstücksgrenze. Das hätten wir. Aber wo hat das Gartentor gestanden?“

„Wege folgen immer alten Wegen“, sagte Freund Horst, „wir sind hier sicher nicht verkehrt. Wie weit war es denn damals zum See?“ Mein Mann und sein Bruder überlegten und legten eine ungefähre Linie fest. Die Ecke war nun abgesteckt, hier in der Ecke war der Komposthaufen gewesen. Jetzt war alles nur Unkraut und Buschwerk.

Die Männer begannen. Sie hackten die Grasnarbe weg, der Boden war locker, der Platz hatte auch weiterhin als Abfallhaufen gedient, denn in der beiseite geschippten sandigen Erde kamen der Flaschenhals einer russischen Flasche samt ihrem speziellem Verschluss, Knochen, ein halber verrosteter Spaten, allerlei Scherben zum Vorschein. Aber keine Kasette. Der Aushub wurde hoch und höher, das Loch tiefer und weiter, bis einer plötzlich rief: „Was ist denn das?“ und auf eine Stelle neben dem Trampelpfad wies. Mein Mann und sein Bruder wie aus einem Mund: „Das ist einer der Grundsteine, auf dem das Tor festgemacht war! Vielleicht ist auch noch der zweite Stein da?“ Er war da, im Gras. Nun konnte besser gegraben werden, die Stelle war genauer eingegrenzt.

Das Loch wurde zur Grube, drei Meter im Geviert – nichts. Wie tief hattest du den Kasten denn verbuddelt?“ fragte Freund Horst.

„So tief wie mein sechzehnjähriges Bein“, erwiderte mein Mann. „Danach bin ich kaum noch gewachsen.“

Diese Tiefe war längst erreicht, alle waren schweißnass, eine Pause war fällig. Ich versuchte bei den umliegenden Hausruinen irgendwas zum Stochern zu finden, aber außer dem zerfledderten Rest eines Gartenschirms lag absolut nichts herum. Im Stillen fühlte ich mich bestätigt. Die Männer taten mir leid. Aber das Ganze war nicht meine Angelegenheit. Hier waren Mecklenburger unter sich. Ich schwieg.

„Eine Spatentiefe graben wir jetzt noch ab, und das war’s dann“, bestimmte mein Schwager und setzte an. Alle wechselten sich ab. Eigentlich hatten sie genug. Nun noch die Kante an der Seeseite entlang. Spatentief war beschlossen, also die ganze Grube spatentief.

Da, ein heller Ton! Schwagers Freund trat einen Schritt zurück, den Spaten in der Luft.

„Leute, ein Stein“, versuchte ich die Spannung zu dämpfen. Aber mein Schwager war schon in die Grube gesprungen und tastete die Erde mit den Händen ab. Eine scharfe Kante! Kurzes vorsichtiges Schaufeln, einmal hebeln – und eine braunrostige Kasette lag vor uns!

„Die ist es“, sagte mein Mann und hob sie auf. Viel geredet war die ganze Zeit nicht worden, nun waren vor Überwältigung alle vollkommen verstummt.

Und stumm und still und sachlich wurde der Kasten zum Auto getragen und eingeschlossen, die Grube lose zugeschippt, die Geräte eingesammelt. Alle sahen sich an: Jetzt in den See. Erst im Wasser, beim Toben mit dem Hund, löste sich etwas von der Spannung. Ich vermisste den Freudentanz, den Taumel. Aber ich kam ja auch nicht von hier.

Ich besorgte zu trinken, Freundin Christine leerte den Kühlschrank und alle fuhren ins Waldhäuschen der treuen Freunde, legten die Kasette, deren Deckelgriff weggerostet war, auf eine Bank und nahmen einen großen Dankeschluck. Dann wurde der Trenn-

schneider angeworfen, mit Vorsicht eine Schmalseite aufgetrennt und vorsichtig hineingelangt. War überhaupt noch was drin oder war alles vergangen?

Braune Matsche troff auf den Boden, und dann kam es zum Vorschein: Blankes Silber, das im Nu schwarz wurde, kleine Klümpchen mit festem Kern, die ich mit Freundin Christine vorsichtig freilegte: Goldketten mit Brillantanhänger, Goldbroschen, Ringe, Bestecke, Silberuntersetzer, das Notarspatschaft meines Schwiegervaters, eine blank funkeln- de goldene Taschenuhr mit total verrostetem Innenleben. Dies alles hatte Schwiegermutter in jenen Apriltagen in die flache, ehemals grüne Geldkassette der Kanzlei ihres verstorbenen Mannes gepackt, um es für die Familie, für ihre Mutter, für ihre Schwägerin zu retten. Nun saßen wir an diesem Sommerabend um den Schatz herum, wuschen die Dinge vorsichtig ab, trockneten sie, freuten uns, waren bewegt. Alles Goldene war wie neu, alles Silberne wurde schwarz, die Schmucksteine funkelten. Aber der Aquamarin? Wo war der vielgerühmte Aquamarin? Immer wieder langte mein Schwager in die schmale Öffnung der aufgesägten Kassette, fühlte, legte uns die brauntriefenden kleinen Packen hin, hielt an, zog die Hand ganz langsam hoch, es schimmerte blau, der Aquamarin!

Walnußgroß, in zarter Goldfassung, mit der Goldkette als Schleppe, lag er ganz und gar unversehrt vor uns, kostbar geschliffen.

„Was würde Muttern sagen?“ sagte mein Mann nachdenklich. Als der Älteste hatte er sich ihr gegenüber gewissermaßen verantwortlich gefühlt für die Unversehrtheit des Familienschatzes. Diese Aufgabe war ihm geglückt ohne eigenes Zutun, aber mit der Kraft und Beharrlichkeit seiner Gedanken.

Inzwischen sind die Funde verteilt. Die Enkel nehmen einen Löffel zur Hand: „Gell, Großvater, der hat 50 Jahre in der Erde gelegen?“ und legen ihn ein wenig achtsamer auf den Tisch.

Den so schön geschliffenen Anhänger zeigte ich einem befreundeten Steinschneider. Beeindruckt legt er ihn unter die Lupe. „Absolut rein“, sagte er. „Aber, ich muss dir sagen“, fuhr er fort, „es ist kein Aquamarin, es ist ein Turmalin, aber ein besonders schöner.“

Jetzt sah ich es auch, das Blau war nicht wasserblau, es war einen Hauch dunkler.

Auf welche Weise der klarblaue Stein, der damals der jungen, stattlichen, blonden Mutter sicher wunderbar gestanden hatte, in der Familie zum Aquamarin geworden war, bleibt ein Geheimnis, nicht mehr zu enträtseln. Manchmal ist mir, als bezweifelten mein Mann und sein Bruder die Expertise. Für sie ist es wohl immer noch ein Aquamarin. Es ist gewiss das schönere Wort. Und eigentlich ist es ja auch egal.

Rose Müller-Crepon
20. August 1999

Aus unserer Schulchronik

Im Schuljahr 1999/2000 unterrichten am **Gymnasium Carolinum** sechzig LehrerInnen.
In 34 Klassen und sieben Leistungskursen lernen 1006 Schüler:

Klasse 5	(5 Klassen)	129 Schüler
Klasse 6	(6 Klassen)	160 Schüler
Klasse 7	(5 Klassen)	144 Schüler
Klasse 8	(5 Klassen)	134 Schüler
Klasse 9	(5 Klassen)	139 Schüler
Klasse 10	(4 Klassen)	99 Schüler
Klasse 11	(4 Klassen)	90 Schüler
Klasse 12	(7 Kurse)	111 Schüler

Die Schulleitung setzt sich wie im Schuljahr 1998/1999 zusammen:

Schulleiter	Herr Drauschke
stellv. Schulleiter	Herr Tesch
Koordinatoren	Herr Müller (Sekundarstufe II)
	Frau Awe (Sekundarstufe I)
	Frau Schulze (Orientierungsstufe)
	Herr Lichterfeld

P. Keller
September 1999

Freitag, 16. April 1999

Strelitzer Zeitung

Erste Vernissage im Carolinum

Bereiche Kunst, Musik und Literatur vorgestellt

*Von unserem Redaktionsmitglied
Ammett Wiekling*

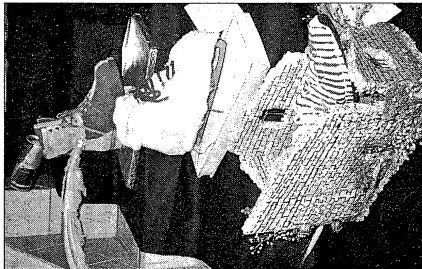
Neustrelitz. Premiere im Neustrelitzer Gymnasium Carolinum: Die Schüler der elften und zwölften Klas-

sen und ihre Lehrer hatten am Mittwochabend zur ersten „KuMul.“-Vernissage auf den Flur der Einrichtung eingeladen. Die Abkürzung steht für „Kunst, Musik und Literatur“, und aus allen diesen Bereichen stellten die Gymnasiasten Ergebnisse ihrer Arbeit vor. Kunst widerspiegelt Gefühle, Emotionen werden zur Kunst gemacht – das stand als Motto über dieser Vernissage, der weitere folgen sollen.

Neben Bildern war zu sehen, was für Objekte sich aus alten Stühlen oder Schuhen und einigem Zubehör gestalten lassen. Ob nun der gestreifte Turnschuh, der aus einem als Knastgenäher erkennbaren Karton ausbricht, oder der etwas kitschige, über und über mit Blumen bedeckte Damenschuh – das war meist als Stimmungen ihrer Schöpfer zu erkennen.

Gedanken über das Nichts

Aber auch Musik und Literatur kamen nicht zu kurz. Das Orchester der beiden Klassenstufen unter Leitung von Reiner Gust spielte vor allem Popmusik, Gerdis Franke und die amerikanische Austauschschülerin Angela Zawada sangen. Christian Klager trug Gedankenspielerlein über das Nichts, ein Essay, vor und Veronika Heller las



Objekte aus Schuhen und Müll waren während der Vernissage auf der Treppe zu sehen.



Christian Klage (links) eröffnete die erste „KuMul.“-Vernissage des Neustrelitzer Gymnasiums Carolinum. Schüler der elften und zwölften Klassen zeigten ihr Können in den Bereichen Kunst, Musik und Literatur. Fotos (2): A. Wiekling

eine Kurzgeschichte. Gedichte von Sabine Schwanz und Franziska Rüben- sam waren zu hören.

Überzeugend die SchülerInnen unter Leitung von Margot Kruse. Sie hatten den „Respektlosen Umgang mit Goethes Faust“ angekündigt und wurden

vor allem im ersten Teil diesen Ansprach gerecht. Der an seinen Studien, Titeln und der Ignoranz der Umgebung

diesem Abend eingenommen. Wie der stellvertretende Schulleiter, Henry Tesch, informierte, soll das Geld für die Kriegssopfer im Kosovo, zweckgebunden über das Deutsche Rote Kreuz, spendet werden. Außerdem habe sich ein Spender gefunden, der die gleiche

Summe für weitere Projekte in Kunst, Musik und Literatur am Carolinum zur Verfügung stellt, hieß es.

Diesen Essay las Christian Klager auf der ersten Vernissage am Carolinum.

Essay über das Nichts

Während man für gewöhnlich annimmt, dass das Nichts nicht zu beschreiben ist, da man es ja nicht sieht, nichts ist nicht zu sehen, kann man in Wirklichkeit davon ausgehen, dass das Nichts völlig reel und fassbar ist, denn wenn es das Nichts nicht gäbe, wäre es nicht da, was wohl eine mittlere Katastrophe für die Welt bedeuten würde.

Das Nichts trifft den Durchschnittsbürger gewöhnlich dann, wenn er in den Kühlschrank sieht, krampfhaft versucht, sich an etwas Wichtiges zu erinnern oder ganz einfach in die hohle Mitte einer leeren Röhre schaut.

Ohne viel darüber nachzudenken, akzeptieren wir das Nichts als nichts und stellen keine weiteren Überlegungen zu diesem Thema an.

In vielen Religionen und Philosophien wurde dagegen nicht so nachlässig gehandelt, sondern sich extrem mit diesem Thema beschäftigt.

Im Buddhismus, zum Beispiel, geht man davon aus, dass es keine leeren Räume gibt. Jeder Raum wird vom Geist des Menschen oder eines anderen Wesens gefüllt. Leere Räume, in denen nichts ist, sind also ideell unmöglich! Aber nicht nur in der Religion ist Nichts nicht da, sondern auch in Wissenschaft und Technik der heutigen modernen Gesellschaft.

Wo findet man ein Nichts?

In Röhren ist Luft. In der Luft ist Staub und selbst im Weltall gibt es kleinste Partikel, die den dortigen luftleeren Raum auffüllen, mal abgesehen von den Planeten, Sternen usw.! Das Vakuum, der gasleere Raum, der so wunderbar werbetechnisch für das Haltbarmachen von Kuchen, Marmeladen und Fruchtsäften („Nur frisch mit dem Vakuumzisch!“) genutzt werden kann, existiert doch! Das Vakuum gibt es und was es gibt, sei es nun mit allerlei Kleinigkeiten, wie den Atomen zum Beispiel, gefüllt, ist Wirklichkeit, und (relativ) fassbar.

Aber etwas, das wirklich ist, ist doch auch da!

Das Nichts, als ureigenster löchriger Mittelpunkt seiner selbst hingegen, soll doch etwas sein, das gerade nicht existiert! „Nichts ist nichts“ und „Wer nichts hat, ist arm“.

Doch sogar im Duden ist das Nichts vorhanden! Es steht zwischen „nichtrostend“ und „Nichtschwimmer“ ganz reell schwarz auf weißem Papier.

Hat uns also jahrhundertlang eine Führungsschicht der Menschheit angelogen? Man bringt uns das Wort seit Jahrtausenden bei, aber es gibt keine Beweise dafür, dass es das Nichts je richtig gegeben hat!

Nichts, das Loch in der Materie, im Wasser, in der Luft und zwischen zwei Worten, hat mindestens **einen** Namen in unserer Sprache, der dafür sorgt, dass das Nichts nie nichts sein wird!

Ob Lücke, Antimaterie, Leere oder eben das Vakuum, alle diese Dinge sind doch real in unserer Umwelt zu finden.

Das Nichts zeigt sich in keiner Gestalt, in der es im Geiste der Menschheit seit vielen Ewigkeiten zu existieren scheint. (Obwohl: Wir Menschen brauchen ja immer etwas Unerklärliches, um uns unser Erklärliches erklärlich zu machen!) Immer ist das Nichts gefüllt mit Luft, Atomen, Worten oder Gedanken. Das Nichts, so wie wir es nennen und kennen, muss sich wohl ernsthaft die Frage nach dem Sein oder „Nichtssein“ stellen!

Christian Klager

Carolinum Förderverein „auf hoher See“ gegründet – Neustrelitzer Gymnasium und Nationalparkamt werden Partner

Mirow (MST-J/ae). Kürzlich durchquerte der Schweriner Landwirtschaftsminister Till Backhaus gleich mittels vier Verkehrsmitteln den Landkreis. Anlässlich der Nationalparktage stattete er unter anderem dem Schlossgymnasium in Mirow einen Besuch ab – und das per Auto – anschließend fuhr er auf Einladung der Nationalparkverwaltung mit der „Estrella“, einem Mirower Fahrgastschiff, auf der Seenplatte nach Norden in Richtung Zietlitz, um von dort zu Fuß, aber vor allem mit dem Nationalparkbus, seine Reise bis nach Friedrichfelde bei Ankershagen (Müritzkreis) fortzusetzen. Zu Gast war er dabei im Mecklenburg-Strelitzer Nationalpark Müritz, wie Landrat Michael Kautz amüsiert anmerkte, liegt doch der weitaus größte Teil dieses Parkes im Landkreis.

All das hautnah und dicht zusammengerückt kennenzulernen, hatten sich auch andere Gäste aus Politik, Verwaltung und Wirtschaft vorgenommen. So kam es, dass sich Ulrich Meßner, der Leiter des Nationalparkamtes in Neustrelitz, und Henry Tesch, der stellvertretende Schulleiter des Neustrelitzer Gymnasiums Carolinum, auf dem Wasser „die Treue schworen“. Stellvertretend für den Nationalpark und das Gymnasium am Glambecker See unterzeichneten sie einen Partnerschaftsvertrag.

Die Gelegenheit war günstig – noch weitere wichtige Unterschriften gelangen an diesem Tag. Ebenfalls an Bord der „Estrella“ gründeten ehemalige Schüler und Förderer des Carolinums den gleichnamigen Schulverein. Zu den ersten Mitgliedern gehören unter anderem die Mecklenburg-Strelitzer Sparkassendirektorin Andrea Binkowski, Dr. Eberhard Voß als ehemaliger Caroliner wie auch Jost Reinhold, der mit einer nach ihm benannten Stiftung gemeinwohlorientierte Projekte in der Region großzügig förderte und fördert, sowie Ulrich Meßner und Henry Tesch. Letzterer ist Ansprechpartner und somit das Carolinum auch die Adresse des Fördervereines.

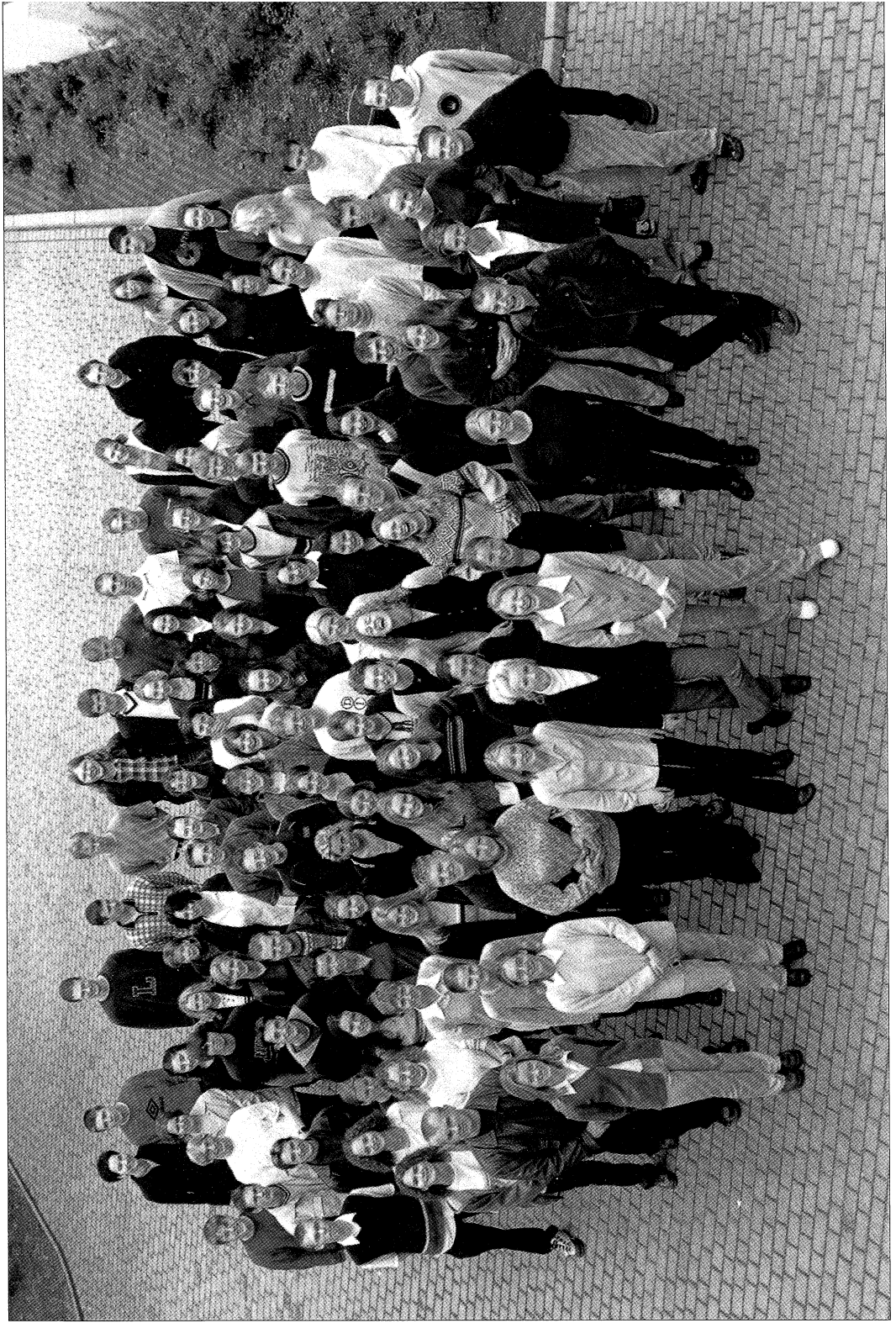
Ziel und Zweck ist, so Tesch, „das schulische und außerschulische Leben am Gymnasium Carolinum zu fördern und zu unterstützen“. Zugleich kündigte er ein Info-Blatt an, welches nach den Sommerferien entstehen soll. Jeder könne Mitglied werden. Mit der Arbeit wurde bereits begonnen, hieß es: Mehrere Abteilungen im Verein sollen auf die Beine gestellt werden. Unter anderem der Bereich Musik, Sport, Publizistik, kreatives Schreiben, Multimedia, Natur/Umwelt und darstellendes Spiel. Ideen und Spenden werden dankbar entgegengenommen.



Es ist besiegelt: Ulrich Meßner (li.) und Henry Tesch präsentierten an Bord der Estrella, die für das Nationalparkamt und das Carolinum unterzeichnete Partnerschaftsurkunde.

Abiturienten 1999

Bahlke, Linda	Kaube, Marika	Prinz, Andre
Baltzer, Christin	Kimmritz, Madlen	Putzke, Alexandra
Barofke, Josephine	Kirschnik, Sebastian	Raddatz, Kathrin
Bednarz, Marita	Klockow, Andreas	Radtke, Torsten
Behrendt, Antje	Knorr, Nancy	Rank, Fanny
Bergemann, Anne	Köbke, Melanie	Rechlin, Mandy
Bützow, Marc	Koch, Patrick	Reggentin, Dana
Damm, Sylvia	Könnecke, Andre	Rehmann, Antje
Fanselow, Sabine	Köpke, Kathrin	Rosenberg, Anja
Freers, Martina	Köppen, Kristin	Röwer, Christian
Freese, Doreen	Krüger, Katja	Rübensam, Franziska
Freese, Janett	Lawin, Andrea	Rudolph, Steffen
Geier, Marlen	Lemke, Kati	Rudolph, Susanne
Geiger, Diana	Liebetau, Stefanie	Saborosch, Christina
Gerkuhn, Christian	Löper, Marlen	Schäffer, Thomas
Greese, Kathrin	Matner, Sven	Schlaupitz, Frank
Gröbe, Claudia	Meißner, Sven	Schmidt, Susanne
Günther, Hermann	Mertke, Guido	Schnitzer, Robert
Haase, Janette	Möller, Kristin	Schulz, Frank
Hagemann, Antje	Müller, Anja	Schwanz, Sabine
Hahn, Oliver	Müller, Katharina	Seelig, Björn
Hartmann, Aliene	Müther, Robert	Simon, Marlen
Hartz, Monique	Nagel, Katrin	Slabon, Sebastian
Heinrich, Christian	Nest, Anne	Soltner, Sophia
Henke, Kathleen	Nickel, Robert	Stölting, Steffi
Hildebrandt, Kathrin	Ott, Roman	Studier, Oliver
Hinz, Stefanie	Paa, Matthias	Teschke, Roland
Hoffmann, Annett	Paeseler, Sandra	Vogel, Sylvia
Hofmeister, Richard	Pankratz, Bernadette	Voß, Anne
Holm, Daniel	Pietsch, Franziska	Wengel, Jost
Holz, Tim	Pophal, Sven	Westphal, Britta
Jörs, Stefanie	Popiela, Andreas	Winter, Christian
Jungmann, Kay	Postleb, Henry	Zucht, Ulrike
Karnatz, Antje	Prehn, Karsten	



Gymnasium Carolinum – Abiturjahrgang 1999

Dr. Zerbel nimmt die Auszeichnung von drei Abiturienten vor

Sehr geehrter Herr Direktor,
sehr geehrtes Lehrerkollegium,
sehr geehrte Damen und Herren und, last but not least,
liebe Abiturientinnen und liebe Abiturienten.

Wenn Sie heute diese Schule verlassen, endet für Sie auch ein Stück Ihres Lebensweges, auf dem Sie Eltern und Lehrer begleitet haben. In einem plattdeutschen Gedicht heißt es:

*De Schooltied is de beste Tied, dat seggen de Ollen immer,
und sind uns Gören al sowiet, dann seggen dat ok uns Kinner.*

Ich bin mir nicht sicher, ob Sie alle diese Meinung teilen, oder ob der Eine oder der Andere auch einmal das gedacht hat, was unlängst der Schüler einer 8. Klasse, nachdem er von seinen Eltern eine Standpauke erhalten hatte, weil er wieder einmal eine Zensur nach Hause gebracht hatte, für die die Finger einer Hand nicht reichten, nachdenklich sagte: „Mein Gott, warum tue ich mir das alles an.“

Sie haben es sich angetan, und das mit Erfolg.

Ihre Lehrer haben Ihnen ein gutes Wissen mit auf den Weg gegeben. Dieses Wissen ist wie ein Kapital, ein Fundament, auf dem Sie das Haus Ihres Lebens bauen können. Hüten und bewahren Sie dieses Wissen und mehren Sie es durch Energie und Fleiß, damit Sie eines Tages sagen können: Ich habe in meinem Leben das Ziel, das ich mir selber gesteckt habe, erreicht.

Vergessen Sie dabei aber auch die Menschen neben sich nicht. In einer Gesellschaft, in der die Gier nach Geld und Macht – auch wenn mancher damit gar nicht umgehen kann – kaum noch zu überbieten ist, gibt es Menschen, die Ihrer Hilfe bedürfen. Vergessen Sie sie nicht!

Ich darf nun im Namen der Altschülerschaft, einer guten Tradition folgend, die drei besten Absolventen dieses Jahrganges mit einem einmaligen Stipendium von je 1000,- DM auszeichnen.

Nutzen Sie dieses Stipendium für den Start in Ihr neues Leben.



Dr. Zerbel zeichnet die Schüler Susanne Rudolph, Roland Teschke und Richard Hofmeister mit dem Stipendium der Altschülerschaft aus

Dankesworte der Abiturientin Kathrin Greese

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Lehrerinnen und Lehrer,
liebe Eltern und Mitschüler!

Vor zwölf Jahren pflanzte man kleine unscheinbare Samen sehr tief in den Boden, begoss sie mit Wasser und steckte alle Hoffnungen in ihr Gedeihen.

Es dauerte nicht lange und die ersten zarten Sprösslinge durchbrachen die Erdoberfläche und streckten sich der Sonne entgegen. Die kleinen Pflänzchen wuchsen heran, gemeinsam überstanden sie den Frost im Winter und die Dürre im Sommer. Mit der Kraft aus dem Regen und dem Vertrauen der Natur können wir heute auf ein Meer leuchtender Blumen blicken, die Abiturientinnen und Abiturienten des Jahrganges 1999.

Da sitzen sie nun mit ihren leuchtenden und erwartungsvollen Augen, wahrscheinlich den gleichen, wie wir sie alle schon einmal hatten, vor zwölf Jahren, als man uns kleine Kinder hübsch anzog, einen Schulranzen aufsetzte und uns mit den Worten: „Benimm dich anständig, mein Kind!“, in die Schule schickte.

Stets darauf bedacht, die Erwartungen, die in uns gesteckt wurden, nicht zu enttäuschen, lernten wir von da an eifrig alles, was uns auferlegt wurde: wie lesen, schreiben oder e-Funktionen ableiten.

Um die Ausbrüche in Zeiten tief pubertärer Krisen und den steinigen Weg des Erwachsenwerdens besser zu überstehen, schlossen wir uns schon früh zusammen, und es entstanden im Laufe der Jahre immer tiefere Freundschaften.

Freunde geben einem das sichere Gefühl nicht allein zu sein. Besonders in den vergangenen zwei Jahren halfen sie uns, die nötige Kraft und Ausdauer aufzubringen, um den schwierigen Anforderungen gewachsen zu sein. Wenn sich jemand in der Dunkelheit gefangen fühlte, haben wir ihm die Sonne gezeigt, wenn jemand sein Herz voller Freude hatte, öffnete er es für die anderen.

Wir haben miteinander philosophiert und uns von unseren verrückten Träumen erzählt. Doch wie abgehoben die Träume des anderen auch geklungen haben mochten, so haben wir ihn doch träumen lassen.

Wenn wir einander nun nicht mehr sehen werden, so bleiben wir doch durch unsere Erinnerungen für immer miteinander verbunden.

Vielleicht wird sich der eine oder andere von uns nach den vielen Jahren, in denen man ihm soviel wie nur irgend möglich beigebracht hat, so fühlen, als hätte man überdies aber ganz vergessen, ihm auch das Laufen zu zeigen. Doch das liegt nun ganz allein an uns.

Wir halten heute unser Abiturzeugnis in den Händen, und damit die Basis für unsere Zukunft, eine Zukunft, die in Richtung Sonne führt. An uns liegt es nun, welchen der unendlich vielen Strahlen wir auswählen, um unsere Sonne zu erreichen.

Goethe sagte einmal:

*„Jede Bildung ist ein Gefängnis, an dessen Eisengitter Vorübergehende Ärger-
nis nehmen, an dessen Mauern sie sich stoßen können; der sich Bildende,
darin Eingesperrete, stößt sich selbst, aber das Resultat ist eine wirklich ge-
wonnene Freiheit.“*

An dieser Stelle möchte ich mich im Namen meiner Mitschüler bei Ihnen, liebe Lehrer, für die Energie, die Sie in uns gesteckt haben, bedanken. Auch aus dem kräftigsten Pflänzchen kann keine bildschöne Blume werden ohne die richtige Pflege. Sie haben sich angehört, was wir zu sagen hatten und uns Mut gegeben. Wir haben mit Ihnen diskutiert, gestritten aber auch sehr viel gelacht und ich frage mich immer noch, wer von uns vor dem schriftlichen Abitur eigentlich aufgeregter war.

Hoffentlich ist es uns gelungen, Ihnen für Ihre Mühen auch etwas von unserer jugendlichen Unbeschwertheit abzugeben.

Weiterhin bedanken wir uns bei unseren Eltern und Geschwistern, deren grenzenloses Vertrauen uns manches Mal zu Höchstformen hat auflaufen lassen. Sie haben uns in den Arm genommen und an uns geglaubt, als wir selber den Optimismus schon verloren hatten. Dafür sagen wir heute aus tiefstem Herzen Danke!

Abschließend möchte ich meinen Mitschülern einen Satz von Christian Morgenstern mit auf den Weg geben: „*Bewußtsein: Wir stehen an einem Ende, wir sind ein Anfang!*“

Vielen Dank!

Der neu gegründete Schulverein zeichnete zwei weitere Schülerinnen aus. Für vorbildliche schulische Leistungen erhielt Marlen Geier ebenfalls eine Prämie von 1000,- DM. Kathrin Greese wurde für ihr soziales Engagement mit 500,- DM geehrt.



Schulleiter Georg Drauschke und Ulrich Meßner, Leiter des Müritz-Nationalparkamtes, nehmen die Auszeichnung von Marlen Geier (links) und Kathrin Greese vor.

Erinnerung an den Februar 1945

Der Beitrag von Norbert Randow (Carolinum 120, Sommer 1998, S. 61) hat in mir bei der Erwähnung des HJ-Bannführers Gantzel eine starke Reaktion ausgelöst. Auch ich wurde im Februar 1945 Zeuge seiner Überredungs- und Einschüchterungsversuche, seiner rüden Methoden uns, die wir damals 15- und 16-jährig waren, zum Eintritt in die Waffen-SS zu bewegen. Wir standen angetreten vor einer Baracke der „Mechanischen Werkstätten“ in Neubrandenburg. „Wer hat sich schon von Euch zur Waffen-SS gemeldet?“, fragte er. So weit ich mich erinnern kann, gingen nur zwei Hände hoch. „Und Ihr? Was ist mit Euch?“ Schweigen. „Das wird sich gleich ändern. Jeder von Euch kommt zu mir in mein Zimmer. Dann werden wir sehen!“

Dann passierte es, Schlag auf Schlag. Keiner hatte bisher seine Unterschrift zum Beitritt zur Waffen-SS verweigert. Ich hatte schreckliche Angst und wartete bis zum Schluss. Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht zu unterschreiben. Ich gebe aus dem Gedächtnis wieder, was mir sehr lebhaft in Erinnerung geblieben ist. „Ich habe mich als ROA (Reserveoffiziersanwärter) beim Heer gemeldet“, so begann ich mit klopfendem Herzen. „Warum nicht bei der SS? Reizt Dich das nicht: Eine lange, gründliche Ausbildung, doppelte Verpflegung. Die SS hat immer noch gekämpft, wo das Heer zurückwich.“ „Ich trete nicht der Waffen-SS bei, weil sie gegen die Kirche ist.“ „Wer hat Dir das erzählt?“ „Das habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie reihenweise SS-Leute aus der Kirche ausgetreten sind.“ (Fürstenberg hatte in der Nähe das Lager Ravensbrück, und SS-Einheiten waren in Drögen stationiert). Einen Moment Schweigen. Danach stellte der Bannführer eine Frage, die mich in nicht geringe Verlegenheit brachte: „Was meinst Du, wie der Krieg gewonnen wird?“ Ich erzählte ihm von den neuen Wunderwaffen, von denen ich gehört hatte, V-Waffen nannte man sie, oder auch Vergeltungswaffen, die auf England gerichtet waren. „Die neue Waffe, das seid Ihr!“ Ich traute meinen Ohren nicht. „Übrigens, ein Arbeiterjunge, der einfach unterschreibt und zur Waffen-SS geht, ist mir lieber, als Ihr von der Oberschule, die Ihr alles problematisch macht.“ Ich versuchte das mir lästige Gespräch zu Ende zu bringen und sagte etwas ganz Gefährliches, was meinen Vater böse belastete. Ich ahnte das damals nicht. „Wenn mein Vater erfährt, dass ich mich zur SS gemeldet habe, dann wird das nicht ohne Folgen bleiben.“ „Deinen Vater würde ich gerne kennenlernen. Aber nun raus mit Dir!“

Zum Glück hatte das Gespräch für meinen Vater kein böses Nachspiel. Der Kanonendonner im Osten wurde von Tag zu Tag hörbarer und die Fliegeralarme nahmen kaum ein Ende. Das allgemeine Chaos nahm zu. Aber in der Baracke, wo wir damals untergebracht waren, gab es noch ein böses Nachspiel. Plötzlich trat unser Ausbilder ein, ein fanatischer Typ. Er ging auf einen meiner Kameraden zu, von dem er gehört hatte, dass er zur Marine gehen wollte und ebenfalls keine Unterschrift geleistet hatte. Ein kurzer Wortwechsel und dann knallte es. „Du feiger Hund“, brüllte der Ausbilder und verpasste ihm Ohrfeigen. Ich saß in meiner Ecke voller Angst. Jetzt kriegst Du auch noch eine verpasst, dachte ich. Aber es geschah nichts. Wir beide waren die einzigen Jungen, die nicht unterschrieben hatten. So weit ich weiß, war der Geohrfeigte auch ein Caroliner. Sicherlich war es kein heldenhafter Widerstand in der letzten Phase des NS-Regimes, aber es war wohl die instinktive Abwehr gegen ein durch und durch dämonisiertes System, das seinem Untergang entgegenging.

Klaus Köller
Pfarrer i. R. in Wolfsburg
im Carolinum von 1939–1945

Vermischtes

Betrifft Carolinum Sonderheft Neustrelitz, Frühjahr 1999 (Essay Harald Witzke)

Auf Seite 67 dieses Heftes schreibt Herr Witzke über den Friedhof u.a. „Am Ende des Hauptweges befindet sich ein kleiner Gedenkstein. Er erinnert an ein Massengrab für 737 Menschen, die 1945 aus Angst vor dem Einmarsch der russischen Truppen ihrem Leben eigenhändig ein Ende gesetzt haben.“ Das stimmt nicht. Die meisten dieser Menschen haben beim und nach dem Einmarsch der Roten Armee den Freitod gewählt. Ihre Motive waren in der Hauptsache Schändung, Scham und Verletzung der Menschenwürde ihrer Frauen und Töchter. Die Formulierung „aus Angst vor dem Einmarsch der russischen Truppen“ ist wahrscheinlich noch eine Sprachregelung aus der DDR. Ich möchte das als Zeitzeugin richtigstellen. Außerdem verweise ich auf Herrn Dr. Roderich Hustaedts Tagebuchaufzeichnungen von 1945 „Sturmwind über Neustrelitz“ und auf das Buch von Joachim Schultz Naumann „Mecklenburg 1945“. Vielleicht kann man beides Herrn Witzke zugänglich machen.

Ilse Aurin geb. Harnisch
Lohengrinstraße 6, 40549 Düsseldorf

Gedenkprägungen aus Neustrelitz

Seit Mitte 1998 werden in Neustrelitz zwei Silber-Gedenkprägungen angeboten. Beide Gedenkprägungen sind Jubiläen gewidmet.

In Zusammenarbeit mit der Gold- und Silber-Scheideanstalt Reischauer aus Idar-Oberstein gaben die Neustrelitzer Münzfreunde in Vorbereitung auf das Jubiläum „300 Jahre Mecklenburg-Strelitz · 1701–2001“ eine Silbermedaille heraus.

Diese Prägung zeigt auf der Vorderseite das einstige großherzogliche Wappen des Landes Mecklenburg-Strelitz und das heute gültige Wappen des Landkreises Mecklenburg-Strelitz. Damit wird eine geschichtliche Verbindung zur 300-jährigen Geschichte des Strelitzer Landes hergestellt.

Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens des kleinen Herzogtums war die 1733 gegründete Residenzstadt Neustrelitz. Hier befand sich das Schloss der Mecklenburg-Strelitzer Herzöge. In der Nacht vom 29. zum 30. April 1945 wurde das Schloss durch Brandstiftung vollständig zerstört und die Ruine wenige Jahre später abgetragen. Ein am 27. August 1998 gegründeter „Residenzschloßverein“ bemüht sich um den Wiederaufbau des Gebäudes im historischen Gewande. Die Gedenkprägung der Neustrelitzer Münzfreunde zeigt auf der Rückseite das Schloss vor der Zerstörung 1945.

Eine zweite Silbermedaille weist auf ein weiteres Jubiläum hin: „650 JAHRE STRELITZ (Alt) · 1349–1999“. Diese Gedenkprägung wurde in Zusammenarbeit mit den Neustrelitzer Münzfreunden von der Stadt Neustrelitz herausgegeben.

Die Vorderseite der Gedenkprägung zeigt das Siegel mit Wappen der Stadt Strelitz in der Mitte des 14. Jahrhunderts. 1278 war Strelitz noch ein Dorf. In den kommenden Jahren entwickelte sich Strelitz unter den Markgrafen Waldemar und Johann, danach unter Otto von Dewitz und die Fürsten Albrecht und Johann von Mecklenburg zu einer kleinen Ackerbürgerstadt. Am 4. Dezember 1349 verliehen die Fürstenberger Grafen Otto und Ulrich von Dewitz Strelitz das Stadtrecht. Auf dieses Ereignis weist die Vorderseite der Gedenkprägung hin.



Vorderseite



Rückseite

Die Rückseite der Silbermedaille ist dem Gründer des Strelitzer Technikums, Max Hittenkofer sen., gewidmet. Er starb vor 100 Jahren am 2. Juli 1899. Hittenkofer leitete als Direktor das 1875 in der Stadt Buxtehude gegründete Technikum. 1890 wurde die öffentliche Lehranstalt als „Staatliche Baugewerkschule“ vom preußischen Staat übernommen. Da Hittenkofer sein Lebenswerk nicht aufgeben wollte, hatte er Großherzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz gebeten, ein Technikum in Neustrelitz betreiben zu dürfen. Dieser verwies ihn nach Strelitz. Hier wurde am 12. April 1890 das neue Technikum als „Unterrichts-Anstalt für das Baufach und verwandte Gewerbe“ eröffnet.

Gerhard Schley

Im Blickpunkt:

(Der hier veröffentlichte Text befindet sich seit Mitte Juni 1998 auf einer Gedenktafel auf dem Schlossberg in Neustrelitz).

An dieser Stelle befand sich bis 1945 das Residenzschloss der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz. Ursprünglich stand hier das von 1710 bis 1711 erbaute Jagdhaus. Es wurde nach dem Schlossbrand in Strelitz (1712) in den Jahren 1726 bis 1731 durch den „hochfürstlichen Kunstgertner“ Julius Löwe aus Braunschweig zum neuen Residenzschloss des Herzogs Adolf Friedrich III. (1686–1752) um- und ausgebaut. Das Barockschloss war ein dreiflügeliger, unverputzter Fachwerkbau. Zur gleichen Zeit entstanden nach Plänen von J. Löwe auch die beiden Pavillons seitlich vom Schloss und der barocke Schlossgarten.

1733 wurde nach dem herzoglichen Erlass vom 20. Mai und einem Plan von Löwe auch die neue Stadt „Neu-Strelitz“ unweit vom Schloss angelegt. Im Zentrum befand sich aber nicht das Schloss, sondern ein quadratischer Markt, von dem ein achtstrahliger Straßennetz ausgeht. Herzog Adolf Friedrich IV. (genannt „Dörchläuchting“, 1738–1794) ließ nach 1755 die Außenmauern des Schlosses massiv ausführen und in rötlicher Farbtönung abputzen, die Pilaster waren gelblich und die Kapitelle weiß abgesetzt. Gleichzeitig mit der Erneuerung der Fassade erfolgte eine Neugestaltung der Innenräume, die sich über mehr als zwanzig Jahre erstreckte. Zur Gartenseite hin wurde eine große Freitreppe aus Sandstein erbaut und der Garten nach französischem Vorbild (Schloss Versailles) umgestaltet.

Herzog Carl (1741–1816) richtete sein Augenmerk vor allem auf die Ausgestaltung der Innenräume, wie zum Beispiel den Einbau englischer Kamine. Die Sandsteintreppe

wurde abgetragen und beim Schloss Hohenzieritz neu aufgebaut. Der Schlossgarten wurde in einen englischen Garten umgewandelt.

Größere Veränderungen erfuhren die Bauten auf dem Schlossberg während der Regentschaft von Großherzog Georg (1779–1860, reg. ab 1816). Das Schloss erhielt einen neuen sandsteinfarbenen Anstrich sowie einen Balkon auf der Garten- und auf der Hofseite. Ein Balkon ruhte auf vier dorischen Säulen, während der hofseitige eine Verbindung der beiden Seitenflügel darstellte. Der Turm auf dem Mittelbau wurde abgebrochen und an seine Stelle trat ein neuer, eine auf acht korinthischen Säulen ruhende Kuppel mit einer vergoldeten Krone. Die Hauptarbeiten unter Leitung der Baumeister Christian Philipp Wolff (bis 1820) und des Schinkel-Schülers Friedrich Wilhelm Buttel (ab 1822) bezogen sich zu jener Zeit vorwiegend auf die weitere Ausgestaltung der Innenräume. Um 1820 baute Buttel die beiden Seitenpavillons um. Beide Gebäude erhielten einen von dorischen Säulen getragenen Mittelrisalit und wurden um ein Geschoss erhöht. Ab 1865 ließ Großherzog Friedrich Wilhelm (1819–1904) den stadtsseitig gelegenen Flügel nach Plänen von Baurat Stüler (Berlin) und unter der Leitung von Landesbaumeister F.W. Buttel, völlig neu gestalten. Der Flügel wurde durch ein Oberschoss erhöht. Die größten baulichen Veränderungen am Schloss erfolgten in den Jahren 1905 bis 1909 unter der Regentschaft von Großherzog Adolf Friedrich (1848–1914; reg. ab 1904).

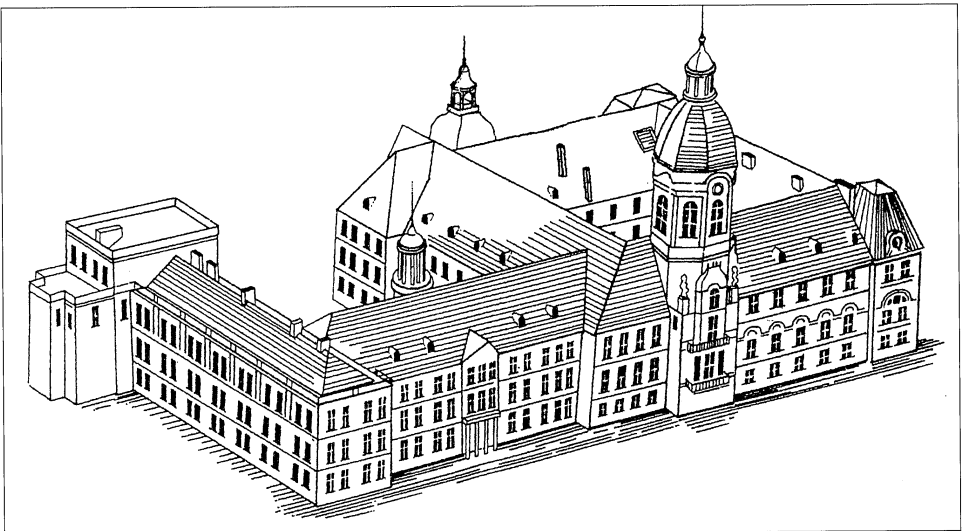


Abbildung auf der Mitte Juni 1998 eingeweihten Gedenktafel auf dem Schlossberg

Der gesamte westliche Teil entstand neu nach Plänen von Hofrat Geyer (Berlin) als massiver Putzbau unter Verwendung von Werkstein. Der große Turm außerhalb der eigentlichen Achse Tiergarten-Hebetempel hatte in dem Turm des Eosander vom Schloss Charlottenburg (Berlin) sein Vorbild.

Nach der Abschaffung der Monarchie und der Gründung des Freistaates Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1919 beherbergte das Schloss das Landesmuseum, die Landesbibliothek des Freistaates. Bis 1945 diente es verschiedenen Zwecken (Sportschule, Lazarett). Ende April, in den letzten Stunden des zweiten Weltkrieges, brannte es durch Brandstiftung völlig aus, nur die Mauern des westlichen Teils und die Kamine blieben stehen. Die Eisenkonstruktion des Turmes schmolz in der Hitze des Feuers und der Turm neigte sich zur Seite. Die Ruine wurde 1949/50 gesprengt und abgetragen.

Anerkennung für Senior Michel Ludewig

Als Ereignis, dem sich nicht nur ausführlich die Ostseezeitung und die Norddeutschen Neuesten Nachrichten annahmen, sondern worüber auch das Regionalfernsehen berichtete, war die Übergabe der Chronik der Ludewig-Werft Rostock durch unseren Altschüler Michel Ludewig an das dortige Schifffahrtsmuseum. Ludewig ist ein Enkel des Firmengründers der Werft, Otto Ludewig. Das Unternehmen, dem ein wechselvolles Geschick beschieden war, baute an der Warnow unterhalb der Petrikerkirche nicht nur hölzerne Segelschiffe in großer Zahl, sondern erwarb sich auch auf dem Gebiet des Wasserbaus an der Küste Anerkennung. 1972 enteignet und in Volkseigentum überführt, besteht es seit der Wende unter neuem Namen.

Ludewig hatte sich nach seiner Pensionierung daran gemacht, die Chronik des für das Rostocker Wirtschaftsleben bedeutsamen Betriebs aufzuzeichnen. Sechs Bände mit wertvollen Originalen überreichte er am 12. August des Jahres dem Kultursenator der Hansestadt, Dr. Lemcke, der sich herzlich dafür bedankte. Er bezeichnete das Geschenk als für die maritime Geschichte Rostocks bedeutsam, es stelle wichtiges Quellenmaterial für die wissenschaftliche Forschung des Schiffbaus in Rostock und darüber hinaus in Mecklenburg dar.

Carl-Friedrich Vahrenkamp



Michel Ludewig, eingerahmt von seinem Sohn und Kultursenator Dr. Lemcke

25-jähriges Abiturjubiläum

Rita Adler
Hein-Fridtjow Arlt
Sigrid Albrecht
Gunnar Bock
Roland Bendel
Petra Baltutis
Sylvia Bobzin
Brigitte Bahr
Reinhard Berg
Georg Breitzke
Heinz Breitzke
Armin Biedermann
Veronika Bechtloff
Gerd Barkow
Wilfried Baars
Wolfgang Dorday
Manfred Diedrich
Rainer Dittmann
Petra Freiberg
Christa Franz
Gernot Fechner
Christine Gurske
Peter Görendt
Dagmar Gießel
Heidemarie Galle
Harriet Garms
Karin Hamann
Sabine Hagemann
Christiane Haarnack
Siegrid Holz
Astrid Häusler
Klaus Hucke
Hartmut Jungbluth

Marlies Jastremski
Dyrk Jankowski
Jürgen Imker
Roswitha Kitzler
Gerlinde Koch
Wolfgang Kohlmann
Jürgen Kotzke
Petra Kohfeldt
Brigitte Kind
Karin Kerstel
Ute Kriegelstein
Ute Krüger
Christina Lübcke
Ralph-Peter Lange
Karin Linde
Christiane Lau
Hans-Jürgen Lusch
Sylvia Lemke
Petra Müller
Karola Möhl
Henry Müller
Doris Meyer
Dietrich Mevius
Gabriele Nerger
Gudrun Otterstein
Jörg Otto
Ingrid Peterlik
Uwe Pionteck
Ortwin Peter
Marianne Richter
Christina Reitzig
Frank Reinke
Michael Rackow

Gabriele Reinert
Kersten Schack
Heidrun Sielaff
Jürgen Säger
Sonja Symann
Bernd Scholze
Petra Schäper
Hartmut Schuster
Carola Schmidt
Rotraut Schmidtchen
Burkhard Schöniger
Marlies Stöckel
Klaus-Peter Strasen
Heidrun Stolzenburg
Marlis Steffan
Matthias Sturm
Doris Thied
Iris Tautorius
Margitta Ullrich
Petra Treu
Renate Thiel
Irena Thiele
Wolfgang Wegner
Gerd Waldmann
Lutz Waldmann
Gudrun Wendt
Astrid Witt
Norbert Watzek
Elke Wehden
Manfred Winkelmann
Ingold Zimmermann
Ellen Zlobinski
Uwe Zornow

40-jähriges Abiturjubiläum

Horst Albrecht
Ingrid Ballstaedt
Renate Beinl
Hartmut Claassen
Wolf-Dieter Dohms
Bäbel Funke
Burkhard Gast
Elke Graßmann
Dagmar Günnel
Hans Hagen
Joachim Hennig
Hans-Joachim Jäger
Edeltraud Jesemann
Magdalena Karas
Karin König
Berhard Leppin
Monika Neitz
Wiebke Ohle

Friederike Plischke
Klaus Preuß
Brigitte Rose
Bruno Sorg
Joachim Schmoock
Ingeborg Schwabe
Joachim Vitense
Barbara Wierth
Jürgen Weißker
Jürgen Aßmann
Christa Beetz
Brigitta Borgwardt
Renate-Maria Dinse
Klaus Fleischmann
Sonja Gaede
Ursula Glukat
Dietmar Görlitz
Annelies Günther

Brigitte Hann
Karin Illgen
Reinhilde Jesemann
Gertrud John
Sieglinde Knaue
Kurt Leng
Hedda Mühlhaus
Elisabeth Nölting
Gudrun Opaletzky
Horst Priebe
Lisanne Rühe
Heinz Siegmund
Michael Schluu
Heidi Schröder
Relindis Unverricht
Ulrich Voigtländer
Wolfgang Wittmann
Klaus Weißker

Familiennachrichten

Frau Hilda Lundbeck wurde 80

Überraschung und Freude sind ihr anzusehen: Als Frau Lundbeck am 29. September 1999 um 11 Uhr vor ihre Haustür trat, um ihren (reichlich gefüllten) Briefkasten zu leeren, sah sie sich einer kleinen Gruppe gegenüber, die ihr Glückwünsche zum 80. Geburtstag überbringen wollte. Spontan geschah das nun schon auf der Straße: Dieter Jantzen (gratulierend), Hans-Günther Blessin (Mitte) und Horst Börjesson (mit Frau, die das Foto schoß) waren die Gratulanten, ehemalige Schüler der Klasse 12B³ des Jahrgangs 1954/55 der Clara-Zetkin-Oberschule.

Zuvor schon hatte für die Altschülerschaft des Carolinums Neustrelitz deren Vorsitzender Dr. Klaus Zerbel (12B² des gleichen Jahrgangs) seine Aufwartung gemacht und das Wirken Frau Lundbecks im Vorstand seit 1991 gewürdigt. Sie, die schon am Marburger Treffen teilgenommen hatte, ist seitdem an der Vorbereitung der Carolinertreffen in Neustrelitz maßgeblich beteiligt. Dafür gebührt ihr der Dank der Altschülerschaft.



Frau Lundbeck, zunächst an Landwirtschaftsschulen tätig, war nach einem dreijährigen Studium zum 1. September 1954 als Lehrerin für Biologie und Chemie an die Oberschule gekommen. Unsere Klasse unterrichtete sie gleich im ersten Jahr in Biologie. Sie hat es nicht leicht mit uns gehabt – einer in mancherlei Hinsicht „Klassenkampf“-erprobten Abiturklasse. Wahrscheinlich handelte es sich um einen „Noteinsatz“, war doch der bisherige Fachlehrer Herr Frick kurz zuvor „in den Westen“ gegangen. Denn nach Frau Lundbecks Angaben erwarb sie die Berechtigung, bis zum Abitur zu unterrichten, erst im nachhinein durch ein Fernstudium.

Nach unserer Erinnerung verwandte Frau Lundbeck etliche Mühe auf die Mendelschen Vererbungsgesetze. Wir fanden die Materie zwar etwas spröde, das Vorhaben dennoch aber auch mutig, wo doch sonst Mitschurin und Lyssenko das Feld beherrschten. Außerdem wussten wir ihre bekanntermaßen christliche Einstellung (als Opposition) zu schätzen – ohne sie alle zu teilen.

Diese Einstellung machte Frau Lundbeck aber auf Dauer „untragbar“. Unter dem Vorwurf, „dass ihre politisch-ideologische Erziehungsarbeit für die Erweiterte Oberschule nicht ausreiche“, wurde sie 1962 an die Grundschule in Strelitz Alt versetzt. Sie wechselte von dort noch zu verschiedenen Berufsschulen, bis für sie 1979 der Ruhestand kam (zu den persönlichen Daten vgl. Nordkurier/Strelitzer Zeitung vom 29. 9. 1999).

Aber Frau Lundbeck hat sich nie unterkriegen lassen. Im Gegenteil: Sie hat nicht nur unsere und sicher viele andere schlimme Klassen, sondern sie hat auch die DDR überstanden. Nach der Wende ist sie eher jünger als älter geworden. Für unseren Teil leisten wir noch heute Abbitte – und wünschen ihr viele weitere gesunde und aktive Jahre!

Horst Börjesson

Runde Geburtstage, soweit sie der Redaktion bekannt sind:

Dr. Johannes Jerchel, 18. Sept. 98, 80 Jahre; Dr. Johannes Lessing, 3. Okt. 98, 80 Jahre; Dr. Fritz Gößler, 8. Okt. 98, 90 Jahre; Erich Krüger, 11. Nov. 98, 80 Jahre; Walter Karberg, 25. März 99, 90 Jahre; Eberhard Frank, 1. April 99, 80 Jahre; Adele Wucherpfennig geb. Bandelow, 28. Mai 99, 90 Jahre; Wolfgang Seyberlich, 12. Juni 99, 80 Jahre; Joachim Wegener, 3. Juli, 90 Jahre; Käthe Kuhn geb. Sünemann, 24. Aug. 99, 90 Jahre; Dr. Karl Bartel, 24. Aug. 99, 70 Jahre; Rolf Hartwig, 9. Sept. 99, 70 Jahre; Hilda Lundbeck, 29. Sept. 99, 80 Jahre; Asta Barnewitz geb. Köhler, 7. Okt. 99, 80 Jahre; Norbert Randow, 27. Nov. 99, 70 Jahre.

Geburtstage über 90 Jahre, soweit sie der Redaktion bekannt sind:

Dr. Hans Boldt, 24. Dez. 98, 95 Jahre; Lisbeth Mollé geb. Heitmann, 28. April 99, 94 Jahre; Prof. Friedrich Graf Stenbock-Fermor, 16. Juni 99, 91 Jahre; Hans Schlie, 27. Juli 99, 91 Jahre; Otto Benzin, 22. Aug. 99, 96 Jahre; Dr. Fritz Gößler, 8. Okt. 99, 91 Jahre; Irmgard Praefcke geb. Dietrich, 12. Sept. 99, 94 Jahre; Ingeborg Runge geb. Albrecht, 21. Okt. 99, 93 Jahre.

Geburtstage über 80 Jahre, soweit sie der Redaktion bekannt sind:

Ludwig Dörband, 22. Nov. 98, 86 Jahre; Brigitte Eger geb. Jerchel, 30. Nov. 98, 85 Jahre; Theodor Knacke, 20. Dez. 98, 88 Jahre; Dr. Otto Witte, 23. Dez. 98, 81 Jahre; Dr. Rudolf Lessing, 14. Jan. 99, 82 Jahre; Kurt Fischer, 27. Jan. 99, 88 Jahre; Kurt Werdermann, 12. Febr. 99, 89 Jahre; Klaus Lange, 27. Febr. 99, 83 Jahre; Maja Rüggeberg geb. Hittenkofer, 14. März 99, 89 Jahre; Ferdinand Anders, 23. März 99, 84 Jahre; Edith Kohlhase geb. Ryssel, 28. März 99, 89 Jahre; Helga Pape, 29. März 99, 87 Jahre; Gertrud Schütze geb. Pogoda, 29. März 99, 89 Jahre; Rolf Galle, 4. April 99, 88 Jahre; Dr. Hans Constantin Blanck, 23. April 99, 89 Jahre; Margarethe Wolter geb. Wendland, 10. Mai 99, 87 Jahre; Heinz Schwarz, 16. Mai 99, 86 Jahre; Elisabeth Braun geb. Freudenreich, 14. Juni 99, 85 Jahre; Juliane Boltz geb. Bergholz, 26. Juni 99, 83 Jahre; Lotte Lau, 2. Juli 99, 89 Jahre; Michel Ludewig, 4. Juli 99, 87 Jahre; Hans-Jochen Heise, 17. Juli 99, 87 Jahre; Hans Radloff, 19. Aug. 99, 85 Jahre; Magdalene Tiedt geb. Schlie, 25. Aug. 99, 83 Jahre; Lena Klemp geb. Sachse, 27. Aug. 99, 89 Jahre; Erika Burghardt geb. Wolgast, 12. Sept. 99, 84 Jahre; Dr. Hans Jerchel, 18. Sept. 99, 81 Jahre; Dr. Johannes Lessing, 3. Okt. 99, 81 Jahre; Margarethe Keske geb. Lange-Karol, 4. Okt. 99, 86 Jahre; Günter Barnewitz, 5. Okt. 99, 88 Jahre; Friedrich-Wilhelm Holst, 16. Okt. 99, 85 Jahre.

Ihren 75. Geburtstag feierten folgende Mitglieder:

Juliane Nürnberg geb. Rochna, 30. Nov. 98; Dr. Karl-Heinz Narjes, 10. Jan. 99; Heino Dieckmann, 2. Febr. 99; Helmut Fröhlich, 14. März 99; Wolfgang Ohm, 13. April 99; Otto Rassow, 13. April 99; Dr. Herbert Koch, 25. Mai 99; Hans-Jochen Schmidt, 12. Juni 99; Günter Topp, 1. Aug. 99; Wilhelm Gentz, 3. Aug. 99; Gretel Sterley, 6. Aug. 99; Dr. Dietrich Post, 20. August 99; Hans-Günther Schramm, 4. Okt. 99; Gerda Wendel geb. Ihlenfeld, 24. Okt. 99; Günter Thiel, 25. Okt. 99; Dieter Ilmer-Kephalides, 31. Okt. 99; Hans-Albrecht Neelsen, 17. Nov. 99; Dr. Adolf-Friedrich Wagner, 17. Dez. 99; Fritz Gremkow, 18. Dez. 99.

Goldene Hochzeit

Das Fest der Goldenen Hochzeit feierten am 21. April 1999 unser Caroliner Wilhelm Gentz und Frau Dorith geb. Köhler in Dortmund. Die Altschülerschaft gratuliert nachträglich und wünscht ihnen noch viele gemeinsame Jahre.

Nachrufe

Wie wir erfuhren, verstarb am 18. Februar 1999 das Mitglied unseres Freundeskreises, Felix Dittrich, im Alter von 89 Jahren. Als Nachfolger von Ernst Mahnke übernahm er 1974 den Vorsitz der Altschülerschaft des „Richard-Wossidlo-Gymnasiums“ zu Waren/Müritz. In unserer Zeitschrift Carolinum ist er mit einigen Beiträgen zu Wort gekommen.

* * *

Wenige Tage nach Vollendung ihres 95. Lebensjahres verstarb nach langem Leiden und völliger Erblindung am 17. März unsere Lyzeistin Ruth Roth geb. Tolzien. Sie war die Tochter des früheren Landesbischofs von Mecklenburg-Strelitz.

* * *

Am 30. März verstarb in Göttingen unser Caroliner Dipl.-Landwirt Friedrich Roesler im Alter von 85 Jahren.

Siegfried Steinführer hat uns für immer verlassen! Er starb am 21. April nach schwerer Krankheit im Alter von 76 Jahren in Coesfeld. In der Schule war er durch seine sportlichen Leistungen allgemein bekannt. So war es nicht verwunderlich, dass der Sport auch sein späteres Leben bestimmte. Es trauert um ihn seine Frau Edith.

* * *

Nach kurzer, schwerer Krankheit verstarb am 14. Mai 1999 unser Mitglied im Freundeskreis der Altschülerschaft, Hans Lanzius. In der Landsmannschaft Mecklenburg e. V. war er aktiv tätig und hat sich sehr verdient gemacht. In der Stiftung Mecklenburg hat er die Stiftungsbibliothek aufgebaut. Um ihn trauern seine drei Kinder mit Schwiegerkindern und Enkeln.

* * *

Am 25. Juli verstarb Erika Steinhagen geb. Meyer-Bothling im Alter von 89 Jahren.

* * *

Als einer der ältesten Caroliner in unserer Altschülerschaft verstarb am 4. August 1999 im Alter von 95 Jahren Dr. Fritz Krog. Dr. Fritz Krog war im preußischen Schuldienst tätig, zuletzt als Oberschulrat. Besondere Verdienste und Anerkennung hat er im Auslandsschuldienst erworben. Er lebte zuletzt in Bad Liebenzell.

* * *

Am 21. August 1999 verstarb Charlotte Heitmann geb. Schmidt kurz vor ihrem 90. Geburtstag. Sie war die Ehefrau unseres Caroliners Peter Heitmann, der Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender der Altschülerschaft des Carolinums war. Es trauern um sie 5 Kinder, 13 Enkel und 3 Urenkel.

* * *

Am 11. Oktober 1999 verstarb, kurz nach seinem Umzug nach Neubrandenburg, unser Caroliner Helmut Ferworm im Alter von 82 Jahren.

För mien Klassenkamraaden un för plattdüütsch Lüüd, de ehr Mudderspraak leev hebben

Över dat Drepen von uns' Klass (Abiturjohrgang 1951) bi dat Caroliner-Drepen
3.-5. September 1999 in Nistrelitz

Besinnung – wo veel Bedüding, wo veel Leven, wo veel Schicksal liggt in dit Wuurt!

Dat hebben wis ook dit Maal wedder erfahren, as wi uns mit uns' Klass drapen hebben. Ümmer wedder wier to hüren: „Weetst du noch? ... Weetst du noch? ... Weetst du noch? ...“ Un wat harren wi för een Höög, wenn wi de ollen Kamellen von uns' Schoolle-ven vörkraamten un to'n Besten geeven!

För den Fridagavend wier den Vörstand von de Oltschölerschaft dat gelungen, dat kommodige Restaurant von dat Park Hotel to reservieren. Dor seeten wi nu all tosamen as een groot Famili un harren nich bloss de egen Klassenkamraaden to'n Vertellen, sonnern ook so mennicheenen Fründ ut eenen annern Johrgang.

Von uns' Klass wieren dorbi: Ortrud Classen, Hanne Lore Dietrich mit ehren Mann Dieter, Heinz Goebel, Hanne Heyn mit ehren Mann Günter, Evi Mollé, Ali Schmitz mit sien Fru Marianne, Neithard Stolze mit sien Fru Helga un ik.

Uns' Klassendag an'n Sünnavend güng loos mit den Besök vo'n Gottesdeenst för dat Carolinum in de Stadtkirch. De Predigt höll Pastor Wegener. Ook an dissen Uurt keem so mennicheen Bild ut uns' Jugendtied to'n Vörschien.

Bestarkt von den Gottesdeenst, kunnen wi nu uns' Tuur na Fellbarg antreden. Ne, wat harren wi uns för eenen Dag utsöcht! De Sünne lüchte von'n Heven un farvte de Landschaft, as still se sik extra för uns fien maken! Uns' ierste Halt wier de Reiherbarg, von wo wi een wunnerboren Blick up den Huussee harren. Dat Middageten nehmen wi an'n Ierddamm in. Middewiel wier uns' Gesellschaft kumpleet. To de Fridagsgrupp wieren dortokamen: Rosi Götze mit ehren Mann Arno, Uwe Jürgens mit sien Fru Marlies, Lotte Meyer, Inge Paulcke mit ehren Mann Dietmar un Helmuth mit sien Fru Anne.

An'n Namiddag besöchten wi dat Fallada-Museum in Carwitz, wat för uns besünners interessant wier; denn mennicheen kennte em noch ut sien Tied in Fellbarg; sien Dochter wier ook bi uns to School gahn, un uns' Jungs kunnen sik noch goot up ehr besinnen.

Wo schön, dat Helmuth bi uns wier un uns sien Heimatstadt so neegbringen kunn. He föhrte uns an mennicheen leeven Uurt, von wo wi ümmer wedder eene fabelhafte Sicht up den Huussee, den Smaalen un Breeten Luzin harren. Giern denk ik ook an de Fährfohrt trüch, de wi – nadem wi uns bi Kaffee un Koken in Hullerbusch starkt harren – von de Luzinhall na Hullerbusch bi Sünneunnergang unnernehmen. Wat is uns' Heimat doch so schön! Uns överkeem een Geföhl von Fredensruh, un dissen Gedanken harren wi ook, as Helmuth uns de Kirch wieste, wo sien Vadder mennicheen Jahr predigt harr un wo Anne een Lied anstimmte un wi „Kein schöner Land ...“ erklingen leeten. Wi veel Indrücke kunnen wi von dissen Dag mit na Huus nehmen! Un wat kunnen wi för eene goote Gemeinschaft erleben! Dat dat möglich is na so veele Jahr, dorför kunnen wi dankbar sien.

Susi Schmidt hett dat nu ja ornlich beduert, dat se ierst an'n Sünndag anreisen kunn. Aver wi schafften dat noch, dat Susi, Hanne, Lotte un ik uns drepen un ehr allens vertellen

kunnen. Ook an'n Maandag avend keem eene Grupp tosamen, un twaar Ali mit Marianne, Heinz mit Helga, Susi un ik. Dat hett ornlich Spaass makt, ümmer wedder de Gelegenheit to een Drepen to ergriepen!

Un von een ganz lütt Drepen mööt ik juug noch berichten: Na föftig Johr heff ik Heiner Hardt weddersehen. Ik harr rutkregen, dat he sik sien Öllerssitz in de Neeg von mienen Urlaubsuurt an de Noordsee utsücht harr, un so kunn ik em dor in sien smuck Huus up de Halfinsel Eiderstedt besöken. Ji kunnen juug vörstellen, wo wi olle Tieden upstahn leeten!

Nadem sik dis Woch ook noch Renate Grieben bi mi mellt hett, mücht ik de Hoffnung utspreken, dat wi uns tokamen Johr all in een groot Famili in Nistrelitz weddersehen. Dat is mien Wunch för dat Johr 2000!

Juug

Ilse Tesch



Klassentreffen 3.–5. September 1999 in Neustrelitz (Abiturjahrgang 1951):
1. Reihe von links: Helmuth Peters, Neithard Stolze, Ortrud Classen
2. Reihe: Ilse Tesch, Rosi Götze, Hanne Heyn, Inge Paulcke, Lotte Meyer
3. Reihe: Hanne Lore Dietrich, Ali Schmitz, Heinz Goebel

Satzung

der Altschülerschaft des Carolinums zu Neustrelitz

Art. I Name, Sitz, Zweck

§ 1 Name, Sitz

1. Die Altschülerschaft des Carolinums zu Neustrelitz, das am 12. April 1795 durch Erlaß des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz gestiftet wurde, ist der freiwillige Zusammenschluß ehemaliger Schüler und Schülerinnen des Carolinums und des Lyzeums-Neustrelitz sowie deren Folgeeinrichtungen nach 1945.
2. Sitz der Vereinigung ist Eutin.
3. Die Vereinigung ist in das Vereinsregister einzutragen und führt dann den Namen „Altschülerschaft des Carolinums zu Neustrelitz e.V.“.

§ 2 Zweck, Gemeinnützigkeit

1. Zweck der Vereinigung ist es,
 - a) die Erziehungsziele des Carolinums auch durch Verbindung unter den ehemaligen Schülern lebendig zu halten,
 - b) die Geschichte des Carolinums und der Region in einer historisch-literarischen Zeitschrift zu erforschen,
 - c) Begegnung und Dialog mit Absolventen aus den Folgeeinrichtungen des Carolinums zu verstärken,
 - d) die Bildung und Erziehung junger Menschen durch Vermittlung von Stipendien zu fördern,
 - e) das Carolinum in die frühere Bildungsstätte am Glambecker See zurückzuführen.
2. Die Vereinigung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung. Sie ist selbstlos tätig und verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
Ihre Organe arbeiten ehrenamtlich. Ihre Mitglieder haben nicht teil an ihrem Vermögen. Sie erhalten auch keine sonstigen Zuwendungen aus Mitteln der Vereinigung. Keine Person wird durch Vergütungen oder Ausgaben begünstigt, die dem Zweck der Förderung des Heimatgedankens, der Bildung und Erziehung, des demokratischen Staatswesens und der Jugendhilfe fremd oder unangemessen sind.

Art. II Mitgliedschaft

§ 3 Begründung, Beendigung

1. Mitglied kann jeder ehemalige Schüler und jede ehemalige Schülerin der in § 1 genannten Schulen werden. Der Beitritt steht auch den ehemaligen und den jetzigen Lehrkräften der Schule offen.
2. Der Beitritt erfolgt durch schriftlichen Aufnahmeantrag, über den der Vorstand entscheidet.
3. Der Austritt kann nur zum Jahresende durch schriftliche Erklärung an den Vorstand unter Einhaltung einer dreimonatigen Kündigungsfrist erfolgen.

§ 4 Ruhens der Mitgliedschaft

1. Die Mitgliedschaft ruht, wenn ein Mitglied unbekannt verzieht, mit mehr als einem Jahresbeitrag im Rückstand ist, oder nach Begründung der Mitgliedschaft Schüler des Carolinums wird.
2. Während des Ruhens der Mitgliedschaft hat das Mitglied keinen Anspruch auf Leistungen der Vereinigung und auf Wahrnehmung von Mitgliedsrechten.

§ 5 Ausschluß

1. Der Vorstand kann Mitglieder, die mit mehr als einem Jahresbeitrag im Rückstand sind oder sonst gröblich gegen die Belange der Vereinigung verstoßen, ausschließen.
2. Der Ausschluß ist dem Mitglied schriftlich unter Angabe der Gründe bekanntzugeben, es sei denn, daß der Aufenthalt unbekannt ist.

§ 6 **Rechtsmittel**

1. Gegen die Ablehnung der Aufnahme (§ Nr. 2) und den Ausschluß (§ 5) ist innerhalb von zwei Monaten nach Bekanntgabe Einspruch an die Mitgliederversammlung zulässig, der schriftlich und unter Angabe von Gründen zu erfolgen hat.
2. Über den Einspruch entscheidet die Mitgliederversammlung, sofern ihm nicht der Vorstand abhilft.
§ 5 Nr. 2 gilt entsprechend.

§ 7 **Beiträge, Umlagen**

1. Mitglieder haben einen Beitrag zu leisten, dessen Höhe von der Mitgliederversammlung bestimmt wird. Er wird am 1. Januar des Beitragsjahres fällig.
Der Jahresbeitrag schließt den Bezug der Mitgliederzeitschrift „Carolinum“ ein.
2. Der Vorstand kann auf schriftlich begründeten Antrag den Beitrag ermäßigen oder erlassen.
3. Der Vorstand kann Umlagen erheben. Sie dürfen die Höhe eines Jahresbeitrags nicht übersteigen.

Art. III Organe, Zuständigkeiten

§ 8 **Organe**

1. Organe der Vereinigung sind
 - a) die Mitgliederversammlung
 - b) der Vorstand
2. Die Mitgliederversammlung ist das oberste Organ. Der Vorstand wird im Rahmen ihrer Beschlüsse, Richtlinien und Ermächtigungen tätig.

§ 9 **Mitgliederversammlung**

1. Die ordentliche Mitgliederversammlung wird einmal im Jahr – tunlichst im Rahmen des Treffens der Altschülerschaft – durchgeführt.
2. Auf Antrag von mindestens 30 Mitgliedern oder des Vorstands ist eine außerordentliche Mitgliederversammlung einzuberufen.
3. Der Vorstand bestimmt Ort, Zeit und Tagesordnung, sofern dies nicht durch die Mitgliederversammlung erfolgt ist.
Die Einberufung erfolgt schriftlich unter Angabe der Tagesordnung durch den Vorsitzenden.
Die Einberufungsfrist beträgt für die ordentliche Mitgliederversammlung zwei Wochen, für die außerordentliche drei Wochen.
Mit der Einladung sind vorliegende Anträge, für die außerordentliche Mitgliederversammlung auch Anlaß, Gründe und Anträge bekanntzugeben.
4. Die Tagesordnung der ordentlichen Mitgliederversammlung hat zu enthalten:
 - a) Genehmigung des Protokolls der vorausgegangenen Mitgliederversammlung,
 - b) Berichte des Vorstands und der Kassenprüfer,
 - c) Entlastung der Vorstandsmitglieder,
 - d) Wahlen zum Vorstand,
 - e) Wahl von Kassenprüfern,
 - f) Beschluß über vorliegende Anträge,
 - g) Bestimmung der nächsten Mitgliederversammlung (Nr. 3 Abs. 1)
5. Jede ordnungsgemäß einberufene Mitgliederversammlung ist ohne Rücksicht auf die Zahl der erschienenen Mitglieder beschlußfähig.
Über ihre Beschlüsse ist ein Protokoll zu fertigen, das vom Vorsitzenden und vom Schriftführer zu unterzeichnen und der Einladung zur nächsten Mitgliederversammlung beizufügen ist, sofern es ihnen nicht vorher zugeht.

§ 10 **Vorstand**

1. Der Vorstand führt die Geschäfte der Vereinigung im Rahmen der von der Mitgliederversammlung gefaßten Beschlüsse, erlassenen Richtlinien und erteilt Weisungen.

2. Der Vorstand besteht aus
 - a) dem Vorsitzenden,
 - b) dem stellvertretenden Vorsitzenden,
 - c) dem Schatzmeister
 - d) dem Schriftführer,
 - e) Beisitzern, deren Zahl die Mitgliederversammlung durch deren Wahl bestimmt.
3. Vorstand im Sinne des § 26 BGB sind der Vorsitzende, der stellvertretende Vorsitzende und der Schatzmeister. Jeder von ihnen handelt einzeln.
4. Der Vorsitzende vertritt die Vereinigung nach außen. Er beruft die Sitzungen ein und leitet sie. Im Verhinderungsfall wird er in der Reihenfolge der Nr. 2 vertreten. Die Vertretung verhandelter Vorstandsmitglieder regelt der Vorstand, bis zu dessen Entscheidung der Vorsitzende.
5. Die Mitglieder des Vorstands werden auf die Dauer von drei Jahren gewählt. Wiederwahl ist zulässig. Sie bleiben im Amt, bis der Nachfolger gewählt ist.
6. Scheidet ein Vorstandsmitglied vorzeitig aus, so findet eine Nachwahl für den Rest seiner Wahlzeit statt. Bis dahin regelt der Vorstand, im Eilfall der Vorsitzende, die Wahrnehmung der Geschäfte des Ausgeschiedenen. Dies gilt entsprechend für den Fall der Verhinderung.

§ 11 **Vertreter der Schule**

1. Ein Schüler oder eine Schülerin der Oberstufe des Carolinums soll die Verbindung der Vereinigung mit der Schülerschaft herstellen. Er/sie wird nach Anhörung der Schülerschaft vom Vorstand bestellt und kann jederzeit abberufen werden.
2. Der Vorstand hat das Recht, Lehrkräfte des Carolinums beratend heranzuziehen.
3. Die in Nr. 1 und Nr. 2 Genannten können vom Vorstand auch zu dessen Sitzung eingeladen werden.

Art. IV Sonstiges

§ 12 **Kassenführung und -prüfung**

1. Das Geschäftsjahr der Vereinigung ist das Kalenderjahr.
2. Die Kasse ist nach Abschluß des Geschäftsjahres und zur Mitgliederversammlung von den Kassenprüfern zu prüfen. Kassenbericht und Prüfungsberichte sind dem Vorstand so rechtzeitig vorzulegen, daß dieser sie zusammen mit der Einladung zur Mitgliederversammlung bekannt geben kann.
3. Kosten, die den Mitgliedern des Vorstandes in Ausübung ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit und den Mitarbeitern der Zeitschrift „Carolinum“ entstehen, trägt die Vereinigung im Rahmen des § 2 Nr. 2 Satz 4.

§ 13 **Satzungsänderungen**

Satzungsänderungen bedürfen der 2/3-Mehrheit der Mitgliederversammlung. Anträge auf Satzungsänderungen sind schriftlich zu stellen und zu begründen. Sie sind der Einladung beizufügen.

§ 14 **Wahlen, Abstimmungen**

Soweit nichts anderes bestimmt ist, entscheidet die einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen. Stimmenthaltungen und ungültige Stimmen zählen bei der Errechnung der Mehrheit nicht mit.

§ 15 **Auflösung**

1. Die Auflösung der Vereinigung kann von der Mitgliederversammlung mit 3/4-Mehrheit beschlossen werden. Die Einladung muß den Mitgliedern mindestens zwei Wochen vorher zugehen und einen Antrag auf Auflösung mit Begründung enthalten.
2. Das zum Zeitpunkt der Auflösung vorhandene Vermögen ist dem Carolinum zu Neustrelitz zur Verwendung im Sinne des § 1 Nr. 1 oder dem Kultusminister des Landes Mecklenburg-Vorpommern zur Verwendung für gemeinnützige Zwecke der Jugendförderung zu übereignen.

Neustrelitz, am 6. September 1991

Die Unterzeichner sind: Dr. Adolf-Friedrich Wagner, Harry Kurz, Dieter Schönborn, Inge Schammel, Rolf Hartwig, Wilhelm Dreyer, Karlheinz Gieseler, Hans-Joachim Heise

Stiftung eines Stipendiums-Fonds für das Gymnasium Carolinum in Neustrelitz

PRÄAMBEL

Zu Zeiten, als der Besuch des Gymnasiums Carolinum noch ein Schulgeld kostete, stellten ehemalige „dankbare Schüler“ jährlich „erhebliche Summen zur Verteilung an würdige Schüler zur Verfügung“.

In manchem Vermächtnis fließt ein Legat an das Gymnasium, in dem verordnet wird, „daß das Lehrer-Kollegium des Gymnasii Carolini ausschließlich jedesmal Stipendien-Empfänger zu bestimmen hat“.

„Das Hohe Großherzogliche Consistorium wird ersucht, die Verwaltung übernehmen zu wollen“.

Damals ging es um Schüler, „welche der Unterstützung bedürftig sind und sich durch gutes Betragen, Strebbarkeit und Fleiß auszeichnen“.

Um diese Tradition wieder aufleben zu lassen, stiftet die „Altschülerschaft des Gymnasiums Carolinum“ den Fond eines Stipendiums, dessen Zinsen zu gleichen Teilen an drei Abiturienten/innen immer am Tage ihrer Schulentlassung als Dank und Anerkennung übergeben werden.

Es soll so verfahren werden:

- 1.1. Das Lehrer-Kollegium des Gymnasiums Carolinum in Neustrelitz bestimmt ausschließlich jährlich drei Empfänger der Stipendien.
- 1.2. Kann diese Zahl nicht erreicht werden, wird der nicht verbrauchte Betrag dem nächsten Jahr zugeschlagen.
- 1.3. Die Auswahlkriterien sind: hervorragende schulische Leistungen, aber auch solche für Schulgemeinschaft.
2. Die Übergabe erfolgt am Tage der Schulentlassung durch einen Vertreter der Altschülerschaft, der vom Vorstand bestimmt wurde.
3. Der Stipendienfonds wird vom Schatzmeister der Altschülerschaft verwaltet. Dieser hat den Auftrag, den Fonds so zinsgünstig wie möglich anzulegen.
4. Dieser Beschluß wurde auf der Vorstandssitzung am 24. März 1992 in Neustrelitz gefaßt.
5. Der Fonds kann durch weitere Spenden und somit auch Dotationen erweitert werden.

Die Zitate in der Präambel sind dem Testament des Steuersecretair a. D. und Rath Johann Georg Ludwig Twachtmann vom 15. Juli 1879 entnommen.

Der Vorstand
Dr. Adolf Friedrich Wagner, Günther Jonas